

Paul de Kock's  
humoristische Romane,

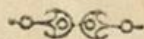
deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Dreihundfünfzigster Theil.



Stuttgart:  
Scheible, Nieger & Sattler.

1845.

Die Form

der

Mann und der Weibheit

von

Paul von Schenk

Dr. phil. h. c. h. b.

von

Dr. phil. h. c. h. b.

Dr. phil. h. c. h. b.

Dr. phil. h. c. h. b.

Dr. phil. h. c. h. b.

1810

# Die Frau,

der

Mann und der Liebhaber.

Von

Paul de Koch.

---

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Dritter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1845.

Die Form

der

Mann und der Weibheit

von

Johann von Schenk

Dr. phil. h. c. h. n.

von

Dr. phil. h. c. h. n.

Dr. phil. h. c. h. n.

Dr. phil. h. c. h. n.

Dr. phil. h. c. h. n.

1810

## Erstes Kapitel.

Alles klärt sich auf.

Augustine und ihre Freundin haben sich entfernt; ich weiß nicht, ob sie uns gesehen haben, allein sie sind plötzlich unter den Bäumen, welche den Tanzplatz umgeben, verschwunden.

Ich bleibe immer auf der nämlichen Stelle, die Augen auf den Ort, wo ich sie eben gesehen habe, geheftet; ich kann mich nicht rühren, kann nicht reden, drücke mit aller Kraft Jenneville's Arm zusammen und falle beinahe in Ohnmacht.

„Nun,“ sagte Jenneville zu mir, „wie gefällt sie Ihnen?“

„Wer?“

„Ei, wer denn? meine Frau!“

„Ihre Frau?“

„Freilich, diese, die ich Ihnen gerade gezeigt habe ... Was fehlt Ihnen denn, lieber Deligny? Sie scheinen unpaßlich zu sein?“

„Ja, ich habe wirklich einen Schwindel bekommen ... ich fühle mich nicht wohl.“

„Nehmen Sie Etwas zu sich.“

„Nein, es wird schon besser ... ich will mich ein wenig ergehen ... weiter von dem Tanzplatz entfernt

ist es ruhiger... Geniren Sie sich wegen meiner nicht, Jenneville; die Frau von Remonde sucht Sie ohne Zweifel... ich werde Sie sogleich wieder einholen..."

"Wie Sie wollen; ich will mit Germinie tanzen."

Jenneville verläßt mich; es ist mir sehr lieb, daß ich allein bin, um mich meinen unruhigen Gefühlen überlassen zu können. Augustine ist Jenneville's Frau; in einem Nu klärt sich Alles auf, leuchtet mir Alles ein. Ich begreife, warum sie mich aufgenommen hat, warum sie mich unaufhörlich ausfragte; ich sehe ein, daß sie sich bloß deswegen nach meinem Thun und Lassen erkundigte, um zu erfahren, was Jenneville treibt. Diese Entdeckung thut mir wehe, sie preßt mir das Herz zusammen, sie hat alle meine beglückenden Träumereien verschrecht!... Ich, der ich mich geliebt glaubte, war bloß ein gleichgültiges Wesen, dessen sie sich bediente, um von den Handlungen ihres Gatten unterrichtet zu werden... und jene Briefe von Frauenzimmern, die sie sehen wollte... ja... Frau von Remonde... Ninie... sie wußte, daß dieser Adolph kein Anderer als ihr Gatte war... Ja, Alles ist aufgeklärt und sie liebt mich nicht... ach, das ist schrecklich!

Ich gehe unruhig um den Tanzplatz herum, stoße und streife mehrere Personen, die ich nicht sehe: die Pariser brummen mir nach, die Bauern schelten mich, ich höre aber nichts. Ich habe bloß einen Gedanken: sie liebt mich nicht... all meine Hoffnung ist verschwunden.

In meinem Zorn heiße ich sie treulos, undank-

bar. Bin ich aber dazu berechtigt? Nein, sie hat mir nichts versprochen; im Gegentheil, sie verbot mir, mit ihr von Liebe zu reden... Aber mir zu erlauben, sie alle Tage zu besuchen, mir Freundschaft zu bezeugen und nicht gestehen, daß sie die Gattin Jenneville's sei... ach, das ist niederträchtig, das verzeihe ich ihr nicht.

Es ist beschlossen: ich will sie nicht mehr besuchen, nicht mehr an sie denken. Im Grunde werde ich tausend eben so hübsche Frauen treffen, ja noch hübschere. Die Liebe ohne Hoffnung erlischt schnell, sagt man, die meinige wird also bald vorüber sein. Doch will ich sie noch einmal besuchen, sie muß wissen, daß ich von Allem unterrichtet bin, daß es mir nicht mehr unbekannt ist, daß sie sich meiner als eines für ihre Anschläge nöthigen Werkzeugs bediente; wenn ich aber mein Herz gegen sie ausgeleert habe, dann werde ich sie nie mehr besuchen.

Ich will sehen, ob ich ihr nicht begegne, will mich dem Tanze, Jenneville nähern; ohne Zweifel beobachtet sie ihn, verliert ihn nicht aus dem Gesichte; aber traurig darf ich nicht aussehen. Ich werde im Gegentheil den Liebenswürdigen, den Galanten gegen die Frau von Remonde spielen... das wird ihr vielleicht wehe thun... ach nein, sie wollte ja immer, daß ich zu ihr gehe!...

Ich kehre in den Kreis des Tanzplatzes zurück, nähere mich der Frau von Remonde und finde Gelegenheit, mich an ihre Seite zu setzen, worauf ich Alles, was mir in Sinn kam, zu ihr sagte.

Herminie betrachtet mich mit staunender Miene, fängt an zu lachen und sagt dann leise zu mir: „Was kommt Sie denn an, mein Herr? Wie, Sie lieben, verehren mich heute Abend? Wählen Sie diesen Augenblick, mir es zu sagen?“

„Wie, Madame! habe ich Ihnen gesagt, ich verehere Sie?“

„Ich glaube, ja, und zwar in ziemlich klaren Worten.“

„Ach, verzeihen Sie, Madame, d'rum wußte ich nicht... das heißt, ich hätte nicht sollen...“

„Nun gut, seien Sie stille, hier ist der Ort nicht, sich zu entschuldigen... morgen früh erwarte ich Sie... wir wollen sehen, wie Sie Ihr Betragen rechtfertigen werden, und ob Sie noch werth sind, daß man einige... Achtung für Sie hat.“

Ich weiß nicht, was ich antworte, denn seit einigen Augenblicken hörte ich kaum; ich glaubte Augustine im Schatten unter dem Laubwerk zu erkennen und folgte ihr mit den Augen. Aber die Frau von Remonde steht auf, nimmt mich bei der Hand und sagte zu mir: „Nun, kommen Sie zum Tanze... Haben Sie auch vergessen, mich dazu einzuladen?“

„Ach, das ist wahr, Madame.“

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was Ihnen heute Abend fehlt! Sie sind ganz sonderbar!“

Die Frau von Remonde zieht mich fort; ich muß tanzen. Ich befinde mich gegenüber von einer Modedame und einem Fashionabel, die übrige Quadrille ist aus ächten Philistern zusammengesetzt. Ich habe

meine Gedanken nicht beim Tanze, sehe unaufhörlich rechts und links; meine Augen möchten unter die Bäume oder in die Gruppen, die mich umgeben, bringen; jeder Strohhut bringt meine Nerven in Zuckungen. Herminie muß immer zu mir sagen: „Es ist an Ihnen... gehen Sie doch... nicht so... geben Sie doch Acht.“

Jenneville, der uns zusah, brach bei jedem Fehler, den ich machte, in lautes Gelächter aus und rief: „Das kommt von seinem Schwindel her.“

Meine Tänzerin nimmt es nicht im Mindesten übel, da sie glaubt, sie sei an all diesen Nachlässigkeiten Schuld. Dem Fashionabel und der Dame allein mißfalle ich. Ich weiß gewiß, sie nehmen es sich vor, nicht mehr gegenüber von mir zu tanzen.

Endlich schließt der Contretanz; ich freue mich unendlich darüber, begleite Herminie an ihren Sitz und lasse sie bei Jenneville allein, während ich fern vom Tanz mich zu beruhigen suche. Uebrigens ist Augustine nicht mehr da, ich bin's fest überzeugt; wahrscheinlich versteckt sie sich seitwärts unter dem Laubwerk.

Ich gehe einige Schritte in das Wäldchen hinein ... man nimmt mich beim Arme. Ich zittere am ganzen Körper, in der Meinung, sie sei es... Nein, es ist Ninie.

„Nun?... hat mich Adolphy gesehen? hat er mit Ihnen von mir gesprochen?“

„Nein, Ninie, er hat kein Wort von Ihnen gesprochen.“

„Ach, um so besser... ich versichere Sie, ich habe keine Lust mehr, ihm zu begegnen... Sie haben so eben getanzt, Herr Paul.“

„Ja.“

„Und zwar mit Adolphts Dame... sind Sie auch in diese Dame verliebt?“

„O nein, ich versichere Sie.“

„Man hätte es doch an der Art, wie Sie mit ihr gelacht und geschwaßt haben, geglaubt!... Ach, ich will nun fortgehen, meine Tante wartet auf mich, wir kehren nach Paris zurück... ich habe wenig Unterhaltung hier gehabt!... Leben Sie wohl, Herr Paul.“

„Leben Sie wohl, Ninie.“

„Sie werden mich besuchen, nicht wahr?“

„Ja, ich werde kommen.“

Ninie geht traurig von mir fort. Ich gehe in das Wäldchen hinein und laufe vorwärts, wohin mich der Zufall gerade führt... ich suche immer Augustine.

Plötzlich vernehme ich ein Geschrei, doch nicht aus der Gegend des Tanzplatzes her; ich ging dem Orte zu, woher es kam, und erblickte bald Dubois, der sich mit vier Bauernburschen herumstritt, wovon zwei ihre Stöcke gegen ihn aufhoben.

Ich eilte Dubois zu, der bei meinem Anblick den demüthigen Ton ablegte und sich wüthend geberdete.

„Was gibt es denn und warum drohet ihr dem Herrn?“ sagte ich zu den Bauernburschen.

„Weil er sich's einfallen läßt, unsere Mädchen foppen zu wollen.“

„Das ist nicht wahr... ich spielte das Raßenspiel mit ihnen und dieß ist Alles.“

„O, wir haben Sie wohl dort unten mit der Magdalene, die Sie auf den Boden geworfen haben, gesehen.“

„Ich bin im Laufen ausgeglitscht... überdieß braucht Magdalene euch nicht zu ihrer Vertheidigung, wie ich mit meiner Wange beweisen kann.“

„Sie verdienen wohl noch mehr Beweise...“

„Was soll das heißen... wußte ich denn, daß dieß eure Mädchen sind? Zudem seid ihr bloß vier und sie sind zu fünf...“

„Seht, dieser Pariser Stutzer will unsere Mädchen übertölpeln!... und wenn wir Dich herumprügeln würden, sag' einmal, Herr Kater...“

„Hört, wisset, ich schlage mich bloß auf Pistolen oder Säbel... ich prügle mich nicht mit dem Stocke; kommt morgen früh zu mir nach Paris... ich werde allen Bieren Genugthuung geben.“

„Ja, ich glaube es; Du würdest uns einen schönen Streich mit Deinen Pistolen spielen!“

Ich führe Dubois von den Bauernburschen weg; er schreit ihnen, als er in der Nähe des Tanzplatzes war, nach: „Ich erwarte euch alle Bier morgen früh; wenn ihr Herz habt, so werdet ihr es mir beweisen... Die feigen Kerls, sie waren Bier gegen mich, glücklicher Weise habe ich ihnen aber Stand gehalten.“

„Ja, zum Glücke bin ich dazu gekommen.“

In der Helle bemerkte ich, daß das Gesicht Dubois' ganz zerkrast war.

„Es scheint mir,“ sagte ich zu ihm, „daß Du nicht immer den Kater gemacht hast...“

„Ach, diese kleinen Kreze kommen von der dicken Magdalene her; als ich sie nämlich fangen wollte, brachte ich meine Hand unter ihren Rock, anstatt sie an demselben zu packen; diese Dorfsmädchen können mit den unschuldigen Spielen gar nicht umgehen! Wenn ich aber diese erbärmlichen Bauernbursche je wieder treffe...“

Dubois hatte noch nicht ausgeredet, kamen die fünf Bauernmädchen mit ihren vier Geliebten an uns vorbei; auf der Stelle ließ er meinen Arm fahren und verschwand unter den Bäumen.

Ich beschäftige mich nicht länger mit Dubois und durchlaufe auf's Neue alle Eingänge zu dem Tanzplatze. Sie ist nicht mehr hier, ich weiß es gewiß. Jenneville ist mit seiner Gesellschaft fortgegangen; der Tanz ist bereits nicht mehr so belebt. Nichts hielt mich in Auteuil auf. Ich war wohl mit Dubois hergekommen, aber ich sehe ihn nicht mehr; er ist wahrscheinlich auch fortgegangen; ich will ebenfalls heimkehren.

Ich hatte kein Gefährt bestellt und war festen Sinnes, zu Fuß heimzugehen. Ich glaubte Bewegung zu bedürfen, die mir gut bekommen würde. Vielleicht wird mir die Ermüdung auch einige Stunden Schlaf verursachen. Ich finde den Weg nicht lange... ich habe zu viel zu denken!

Schon bin ich in Paris auf dem Boulevard. Wenn ich den Muth hätte, so würde ich sie heute Abend

noch besuchen. Doch nein, es ist elf Uhr vorbei; es wäre zu unschicklich... ich muß bis morgen warten. Woher kommt es doch, daß ich vor Ungeduld meinen Besuch bei ihr kaum abwarten kann, obgleich ich jetzt überzeugt bin, daß ich nicht geliebt werde?

Nach einer Nacht, deren Stunden ich alle gezählt habe, sehe ich endlich den Tag grauen, welcher mir zwar kein Glück bringen wird, der aber hoffentlich das Ende einer Verbindung sehen wird, die mir bloß Qualen verursachen kann.

Ich stehe auf, kleide mich an, gehe aus, ich finde nirgends Ruhe. Ich begeben mich in ihre Straße, unter ihre Fenster: Alles ist noch geschlossen. Ach! ich glaubte nicht, daß ich sie so sehr liebte! Wenn sie wüßte, wie sehr ich sie liebe, so wäre sie vielleicht mitleidig gegen meine Qualen. Man liebt, weil es Einem gefällt; aber man liebt nie, um Jemand Vergnügen zu machen.

Ich kehre auf die Boulevards zurück und gehe in ein Kaffeehaus. Es schlägt endlich neun Uhr; ich mache mich auf den Weg, um ihr meinen Besuch abzustatten, wiewohl es noch etwas früh ist. Ich frage ihre Magd, ob sie auf sei.

„Ja, mein Herr, meine Frau ist schon lange auf.“

„Fragen Sie sie, ob ich eintreten darf.“

Die Magd geht fort, kommt aber bald zurück und meldet mir, ihre Frau erwarte mich in ihrem Zimmer.

Ich suche meine Unruhe zu bemeistern, aber es ist mir nicht möglich; sie kommt auf mich zu.

„Heute sind Sie frühe, Herr Deligny,“ sagte sie

zu mir, indem sie mir einen Sessel hinstellt; „wollen Sie mit mir frühstücken?“

Ich sehe sie an: ihre Augen sind roth, aufgeschwollen, sie hat geweint. Ich fühle meine Aufwallung sich legen, bleibe bestürzt stehen und weiß nichts zu antworten. Augustine betrachtet mich ebenfalls und sagt: „Was fehlt Ihnen denn? Sind Sie krank? Ist Ihnen etwas Widerwärtiges begegnet?... Ihnen fehlt Etwas, ich sehe es wohl.“

Ich setze mich neben sie und stottere: „Sie sind gestern in Auteuil gewesen, Madame?“

„Gestern, ja; ich bin einen Augenblick mit Juliette dort gewesen... wer hat es Ihnen gesagt?“

„Ich habe Sie gesehen.“

„Ich habe Sie nicht bemerkt... ich bin freilich zu kurze Zeit dort geblieben... und bei wem waren Sie?“

„Bei Jenneville; er hat mich auf Sie aufmerksam gemacht...“

„Er?“

Augustine erröthet und schweigt; die Stille dauert ziemlich lange; endlich nimmt sie mich mit den Worten bei der Hand: „Nun, jetzt wissen Sie, wer ich bin?“

„Ja, Madame; es wäre mir aber lieber gewesen, wenn ich es von Ihnen erfahren hätte.“

„Ach, Herr Deligny, seien Sie mir doch nicht böse, ich bitte Sie. Schon lange wollte ich es Ihnen anvertrauen, aber ich wagte es nicht. Mein Gatte hat mich ohne Zweifel mit sehr ungünstigen Farben

geschilbert!... Da Sie nun aber wissen, daß ich die Frau bin, mit der ihr Mann nicht leben konnte, so hören Sie mich an, ich beschwöre Sie... ach, es würde mir leid thun, wenn ich Ihre Freundschaft verlöre... hören Sie mich an, dann sollen Sie über mich urtheilen."

Bereits sind alle meine Entschlüsse verschwunden ... Ich betrachte Augustine, seufze, erwarte zitternd, was sie mir sagen wird, nicht um zu urtheilen, ob sie der schuldige Theil war, sondern um zu wissen, ob sie den, welcher sie verlassen hat, immer noch liebt.

„Jenneville wird Ihnen gesagt haben, Herr De-  
ligny, daß er sich mit vierundzwanzig Jahren ver-  
heirathet hat; ich war zwanzig Jahre alt, als ich  
ihn heirathete. Ich war eine Waise und weilte bei  
meinem Oheim, der mein Vormund war. Manch-  
mal habe ich Jenneville in Gesellschaft gesehen. Mein  
Oheim erlaubte mir wenig Vergnügungen und in  
der Einsamkeit dachte ich gerne darüber nach, wie  
ich mir eine Zukunft nach meinem Geschmack schaffen  
wolle. Ich sah kein größeres Glück, als einen Mann  
nach eigener Wahl zu heirathen, bloß für ihn zu  
leben, keine anderen Gedanken, keine anderen Wünsche  
zu haben als die seinigen. Diese meine Jugend-  
träume, glaubte ich, würden sich verwirklichen, als  
Jenneville mir den Hof machte. Er gefiel mir, und  
schwor, mich sein ganzes Leben lang zu lieben. Da-  
mals war er so zärtlich, so liebenswürdig, so ver-  
liebt... Jeder Augenblick, den er fern von mir zu-

bringe, sagte er, sei für ihn eine Ewigkeit von Qualen, er finde sich bloß an meiner Seite glücklich; ich theilte seine Liebe und die Zukunft strahlte mir unter den lachendsten Farben entgegen. Endlich heiratheten wir einander. Mein Vermögen und das Senneville's war gleich groß und mein Oheim glaubte so mein Glück gesichert.

„Während der ersten sechs Monate nach unserer Hochzeit zeigte Senneville dieselbe Zärtlichkeit gegen mich, dieselbe Inbrunst, dieselbe Liebe. Nach Verfluß dieser Zeit fing er an, Lustpartien zu machen, an denen ich nicht Theil nahm. Ach, ich wußte nicht, daß dieß so sein mußte und daß ein Gatte sich bei seiner Frau nicht immer unterhalten kann. Ich kannte die Menschen nicht und noch weniger das menschliche Herz. Ich wußte nicht, daß man, um von seinem Gatten wohl gelitten zu werden, ihm volle Freiheit lassen muß. Diese Idee hatte ich mir nicht von der Ehe gemacht, sondern ich hatte mir einen Roman eingebildet, der sich nicht verwirklichte. Ich hatte das Unrecht begangen, mich bei meinem Gatten zu beklagen, ihm übel zu nehmen, daß er sich ohne mich unterhalten könne. Das war mein erster Fehler... ich habe ihn theuer büßen müssen.

„Meine Vorwürfe machten meinen Gatten mißlaunig; er war nicht mehr so liebenswürdig gegen mich. Aus Furcht, irgend ein anderes Frauenzimmer raube mir sein Herz, wollte ich ihn überall hin begleiten, beständig ihm zur Seite sein, kurz, ich war eifersüchtig! Das war mein zweiter Fehler und zwar

ein sehr großer!... gerade nicht das, daß ich eifersüchtig war, sondern daß ich es nicht verbergen konnte.

„Jenneville nahm mich in Gesellschaften mit, aber nur gegen seinen Willen. Er gab vor, ich sei eine Kokette, sei eine zu große Liebhaberin von Vergnügungen. Ich suchte aber keine Vergnügungen, sondern wollte bloß bei ihm sein, und er vergnügte sich nicht mehr in seinem Hauswesen.

„Bald kam es zu Beschwerden, Auftritten, Hänkeln. Oft im Augenblicke, wenn wir miteinander in eine Soirée gehen sollten und ich meine Toilette bereits gemacht hatte, entschloß sich Jenneville anders und wollte nicht mehr ausgehen, oder auch, wenn er vorher ausgegangen war und mir versprochen hatte, mich abzuholen, ließ er mich ganz angekleidet den Abend mit Warten zubringen, verbarg mir die Einladungen, die an mich ergingen, und gab mir im Gegentheil zu verstehen, meine Gegenwart sei in vielen Gesellschaften lächerlich; kurz, er bot Allem auf, um mir zu entleiden, mit ihm zu gehen. Berzählen Sie, Herr Deligny, diese Einzelheiten scheinen Ihnen vielleicht kleinlich, aber bei einer Frau machen gerade alle diese Kleinigkeiten das Glück oder Unglück ihres Lebens aus.

„Jenneville erklärte mir endlich, er wolle sein eigener Herr sein und werde ohne mich hingehen, wo es ihm beliebe, weil es ihn anekle, beständig eine Frau mit sich zu schleppen. Dies sind seine eigenen Worte. Ich weinte, klagte... beging wieder einen

Fehler; übrigens macht man immer Fehler, wenn man nicht mehr geliebt wird.

„Kaum war ein Jahr nach unserer Hochzeit verstrichen, und bereits hatte jenes Glück, das ich mir versprochen, den Thränen, Qualen und der Reue Platz gemacht. Mein Oheim starb; Jenneville, der nun wohl wußte, daß ich meinen Kummer Niemand mehr mittheilen könne, hatte auch keine Rücksicht mehr für mich. Bald steigerte er meinen Schmerz auf's Höchste; ich erfuhr, daß er mir untreu sei... er huldige einer Andern. Ich machte ihm die bittersten Vorwürfe, was ihn noch mehr gegen mich aufbrachte. Ich wußte nicht, daß es den Herren erlaubt ist, untreu zu sein, daß es uns aber nicht erlaubt ist, uns darüber zu beklagen.

„In den Gesellschaften hatte ich Juliette, eine meiner Pensionsfreundinnen, wieder getroffen; sie war Wittwe und besuchte mich oft, um mir Gesellschaft zu leisten. Mein Gatte sah nicht gut dazu; er behauptete, sie gebe mir böse Rathschläge. Armes Sulchen! Sie forderte mich bloß auf, nicht so viel zu weinen. Endlich kam ein entfernter Verwandter meines Oheims, ein junger Mensch von achtzehn Jahren, nach Paris, wo er meinen Oheim noch zu finden geglaubt hatte. Er besuchte mich, kannte Niemand in der Stadt und wünschte an meinem Manne eine Stütze zu erhalten, aber Jenneville empfing ihn so kalt, daß der arme Jüngling nicht mehr vor ihm zu erscheinen wagte, und sich, um mich zu besuchen, immer vorher genau erkundigte, ob mein Gatte nicht

mehr zu Hause sei. Ich wußte nichts hievon und vermuthete nicht im Geringsten, daß Jenneville dieß als eine Waffe gegen mich gebrauche und mich deshalb einer Schuld verdächtigen könne... mich, die verlangte, er möchte mich keinen Augenblick verlassen! Indessen wagte er es, mir vorzuhalten, daß die Besuche meines Verwandten sehr beleidigend für ihn seien. Empört über diesen Verdacht, ließ ich dem jungen Menschen sagen: er dürfe mich nicht mehr besuchen, verbarg aber Jenneville auch nicht, welchen Kummer mir seine Aufführung, seine häufige Abwesenheit und Untreue verursachen. Was soll ich Ihnen endlich sagen... ich wurde meinem Gatten unausstehlich; er erklärte mir feierlich: daß er unmöglich mehr mit mir leben könne und wir uns trennen müßten.

„Uns trennen!... nach zweijähriger Ehe!... nachdem die Liebe unsere Bande geknüpft hatte!... Ach, mein Herr, Sie können nicht begreifen, wie weh' mir dieser Vorschlag that... Ich liebte Jenneville immer noch, und trotz seinen Vergehen schmeichelte ich mir, er würde wieder zu mir zurückkehren. Aber der Vorschlag, uns zu scheiden, machte alle meine Hoffnungen zunichte, er zerbrach mein Herz. Ich fühlte, wie sehr ich den Undankbaren liebte... ich schwamm in Thränen. Ich war im Begriff, vor ihm auf die Kniee niederzufallen und die Gnade von ihm zu erflehen, daß ich ihn nicht verlassen dürfe, und ihm zu schwören, er werde nicht die geringste Klage mehr aus meinem Munde vernehmen, aber er war

nicht mehr da, er hatte sich sogleich entfernt, nachdem er mir seine Absicht mitgetheilt hatte.

„Als ich mich allein sah, ließ ich meinen Thränen freien Lauf, entschloß mich aber, mich dem Wunsche meines Gatten nicht entgegenzusetzen. Ach! ich hätte meine Unfügbarkeit in seinen Willen theuer büßen müssen! Weil ihm meine Gegenwart unerträglich war, so ergab ich mich in diese Scheidung und schrieb ihm, ich wolle mich in seinen Wunsch schicken.

„Jenneville erschien seit jener Zeit nicht mehr vor mir. Ein Rechtsgelehrter wurde mit der Vertheilung unseres gegenseitigen Vermögens beauftragt. Ich wurde wieder frei und konnte nach Belieben schalten und walten, was mir mein Gatte eines Tages sagen ließ; zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß er nicht mehr bei mir wohne. Ich verließ die Wohnung, die wir miteinander inne hatten; sie rief mir glückliche Augenblicke in's Gedächtniß, die nur zu kurze Zeit gedauert hatten! Auch dachte ich, ich dürfe, da Herr Jenneville mich nicht mehr zur Frau haben wolle, seinen Namen ebenfalls nicht mehr führen, weshalb ich meinen Familiennamen Luceval annahm, und ließ mich, unter dem Scheine einer Wittwe, in diesem, von der Wohnung meines Gatten entfernten Stadtviertel nieder. Ich nahm mir fest vor, in keine Gesellschaft mehr zu gehen, Niemand als meine treue Juliette und die ehrbare Frau Vermont zu besuchen, die jederzeit den innigsten Antheil an mir genommen hat.

„Auch machte ich es mir zum Grundsatz, mich

nicht mehr mit einem Gemahl, der für mich bloß ein Fremder sein wollte, zu beschäftigen, aber ich liebte ihn immer noch; und trotz aller meiner Einwendungen, trotz dem Rathe meiner beiden treuen Freundinnen spazierte ich oft allein, in einen großen Mantel eingehüllt, den Kopf mit einem ungeheuern großen Hut und einem dicken Schleier bedeckt, ganze Stunden lang vor dem Hause meines Gatten auf und ab. Ich sah ihn ein- und ausgehen... manchmal konnte ich es nicht über das Herz bringen, ihm nachzugehen, um zu wissen, was er thue. Ach, was ich erfuhr, vermehrte noch meinen Kummer; aber wir können jener Neugierde des Herzens nicht widerstehen, welches gar oft gerne wissen möchte, was uns nur noch unglücklicher macht.

„Ich erfuhr den Namen mehrerer Maitressen Jenneville's: unter dem Namen Adolphe hatte er ein junges Mädchen, Namens Ninie, zu sich genommen; endlich theilte man mir auch seine neue Liebesgeschichte mit der Frau von Remonde mit. Ich wußte, wer die vertrautesten Freunde Jenneville's waren; auf diese Art wurde ich mit Ihrem Namen bekannt. Ich kannte Sie nicht, man sagte mir aber, Sie seien einer von den lustigen Kameraden meines Mannes, und nach dem, was man mir von Ihnen erzählt hatte, hielt ich Sie weder für sitzamer, noch für vernünftiger als ihn. Verzeihen Sie, damals kannte ich Sie nicht.

„Doch nach und nach, Dank meinem guten Zuhören, hörte ich auf, die Schritte meines Gatten zu

belauern. Ich wurde vernünftiger und suchte mich zu überzeugen, daß Jenneville für mich nichts mehr sei. Um diese Zeit etwa begegnete ich Ihnen im Theater. Durch Ihren Namen, der in meiner Nähe ausgesprochen wurde, erfuhr ich, daß ich mich neben einem Freunde meines Gatten befinde, worauf ich Sie aufmerksam musterte.

„Später sah ich Sie wieder in der Oper; denken Sie sich aber mein Staunen, als ich Sie bei jenem jungen Mädchen sah, die ich auch bei meinem Manne bemerkt hatte. Ich hatte darüber tausenderlei Vermuthungen, kam aber nie hinter die Wahrheit. Endlich traf ich Sie wieder im Theater français. Ich hatte bemerkt, daß Sie mit mir zu reden wünschten und glaubte, Sie wissen sehr gut, daß ich Jenneville's Gattin bin, und er habe Sie aufgefordert, mir den Hof zu machen, um mich auf die Probe zu stellen. Dieser Gedanke schmerzte mich, und ich beschloß bei mir, Ihnen zu zeigen, daß ich mich nicht von Ihnen hintergehen lasse. Sie werden sich meiner Worte erinnern, als ich Ihnen Zutritt bei mir versprach... Ich war überzeugt, daß Sie mich verstanden und daß Sie ein Abgeordneter von meinem Manne wären.

„Aber bald merkte ich, daß ich mich getäuscht hatte und daß Sie nicht wußten, wer ich sei; ich merkte ebenfalls, daß Sie nicht so sind, wie ich Sie beurtheilt hatte. Man hatte Sie mir mit sehr grellen Farben geschildert, und ich glaubte, Sie haben die nämlichen Grundsätze wie Jenneville. Als ich Sie

besser kennen lernte, wußte ich die guten Eigenschaften Ihres Herzens zu würdigen. Nun hätte ich Ihnen allerdings Alles anvertrauen, hätte Ihnen mittheilen sollen, daß ich jene Frau bin, mit der Ihr Freund nicht hatte leben können. Indem ich Ihnen aber dieß verborgen hielt, erfuhr ich von Ihnen eine Menge Sachen, die Sie mir nicht gesagt haben würden, wenn Sie meinen wahren Namen gewußt hätten: die Liebshaft Jenneville's mit der Frau von Remonde, die dummen Streiche, die er ihr zu Lieb macht, sein inconsequentes Betragen, alles dieß hätten Sie mir sicherlich nicht mitgetheilt, wenn Sie gewußt hätten, daß ich seine Frau wäre; denn aus Furcht, mir Schmerzen zu verursachen, hätten Sie mir die Wahrheit verschwiegen.

„Nun wissen Sie die Ursache meines Schweigens. Wenn ich gefehlt habe, indem ich Ihnen mein Geheimniß nicht bald er entdeckte, so verzeihen Sie mir, Herr Deligny, und entziehen Sie mir deshalb Ihre Freundschaft nicht. Sie kennen meine traurige Lage in der Welt. Von dem, den ich verehrte, verstoßen, habe ich Unrecht gehabt, wenn ich Ihnen sagte, ich dürfe die Liebe nicht mehr kennen? Soll ich deshalb aber auch keinen Freund mehr haben?“

Sie schweigt; ich habe ihr zugehört, ohne sie zu unterbrechen und verharre in meinem Schweigen. Was sollte ich ihr sagen? Ich fühle wohl, daß sie gegen mich nicht im Geringsten sich verfehlt hat, denn sie hat meine Liebe nie angefeuert, aber ich bin deshalb nicht weniger unglücklich.

Als Augustine steht, daß ich immerfort stille schweige, sagt sie lächelnd zu mir: „Sie zürnen mir noch?“

„Zürnen? nein, Madame, ich zürne Ihnen nicht, aber ich bin trostlos, in Verzweiflung!... Ehe ich wußte, daß Sie Jenneville's Gattin waren, lebte ich immer in der Hoffnung, ich sei Ihnen nicht gleichgültig... Ihre Erlaubniß, täglich Sie besuchen zu dürfen, die Güte, mit der Sie mich aufnahmen, Ihr Interesse, zu wissen, was ich treibe, selbst daß Sie die Briefe lesen wollten, die ich von Frauenzimmern erhielt, sollte dieß Alles mich nicht davon überzeugen, daß ich Ihr Herz gewonnen habe?... Sagen Sie selbst, Madame, ob, nach Ihrem Benehmen gegen mich zu urtheilen, meine Vermuthung so albern war?“

„Nein, nein, allerdings, ich habe gefehlt, sehr gefehlt; ich überlegte nicht, was ich that.“

„Jetzt sehe ich wohl ein, daß ich mich durchaus täuschte... daß bloß Jenneville Sie beschäftigte... Jenneville! ein Mann, der Sie verrathen, verlassen hat, der den Schatz, den er besaß, verachten konnte... und Sie lieben noch diesen Mann!“

„Er ist mein Gatte.“

„Er ist es nicht mehr, da er sich von Ihnen scheiden wollte. Durch seine Handlungsweise hat er Ihnen Freiheit gegeben; was geht es ihn also an, wen Sie lieben!... Indem er Sie verließ, hat er Sie nicht aller Ihrer Schwüre entbunden?“

„Ach nein, nein! ich denke nicht!...“

„Und ich, ich versichere Sie, daß er sich um Alles, was Sie thun, sehr wenig bekümmert; daß sein Blick und seine Gedanken bloß auf die Frau von Remonde gerichtet sind; daß diese Frau mit ihm anfangen kann, was sie will, weil... Ach! verzeihen Sie, Madame, verzeihen Sie! ich betrübe Sie, indem ich dies sage, aber ich sehe nun, Jenneville ist nicht zu entschuldigen, daß er Sie nicht liebt, daß er Sie nicht anbetet... ach! das ist schändlich, ich werde ihm sein Betragen gegen Sie nie verzeihen; von nun an will ich ihn nicht mehr besuchen, nie mehr mit ihm reden.“

„Herr Deligny, ich bitte Sie, entzweien Sie sich meinerwegen nicht mit Jenneville; er war Ihr Freund.“

„Mein Freund... nein, Madame, er ist nie gewesen, was man einen Freund nennt, es war ein Bekannter von mir, und weiter nichts... aber mein Freund... ich schwöre Ihnen, er wird es nie sein... ich kann nie der Freund eines Mannes sein, der Ihr Unglück verursacht hat... und trotz dem lieben Sie noch immer ihn, den Unsninnigen.“

„Können Sie es mir zum Verbrechen anrechnen, daß ich meinen Gemahl zu mir zurückwünsche? Ja, ist nicht Jenneville immer mein Gatte, selbst dann, wenn ich für ihn nicht mehr dieselbe Liebe hegte, und wenn mein Herz ein Recht dazu hätte, da es durch seine Verachtung gekränkt ist?“

„Ihr Gatte!... Sie sehen ja wohl, daß er es nicht mehr sein will, weil er Sie verlassen hat. Ich fühle übrigens, Madame, daß Alles, was ich Ihnen

sagen kann, vergeblich ist; die Liebe wird nur durch eine andere Liebe geheilt... Ich will von diesem Mittel Gebrauch machen... und da, wenn ich meine Besuche bei Ihnen fortsetzen würde, meine Liebe zu Ihnen nie aufhören, ich also auch keine neue Liebe anfangen könnte, so will ich Sie von nun an nicht mehr besuchen, denn Sie werden zugeben, daß es Thorheit von mir wäre, wenn ich mich nicht von einer hoffnungslosen Liebe zu heilen suchte... nicht wahr, Madame?"

"Ich kann es Ihnen nicht verdenken, mein Herr; indessen mich gar nicht mehr zu besuchen! Ich denke, es wäre genug, wenn Sie nur seltener..."

"Nein, Madame, nein; o! die Liebe gestattet keine halben Maßregeln!... ich muß meine Besuche bei Ihnen ganz einstellen; das wird für Sie kein großer Verlust sein... in der That, Sie werden von Ihrem Gatten nicht mehr so viel hören. Doch in Paris ist es mit Geld so leicht, alle Handlungen einer Person kennen zu lernen: Sie werden eine Menge gefälliger Leute finden, die Ihnen diesen Dienst leisten werden."

Augustine antwortet nicht; sie läßt den Kopf auf die Brust sinken und scheint nachzusinnen; ich kann ihre Augen nicht sehen!... warum aber wünsche ich, sie noch einmal zu sehen, jene Augen, welche mein Herz entflammen?

Ziemlich lange bleiben wir Beide in Stillschweigen versunken. Endlich ermanne ich mich, nehme schnell meinen Hut und verschwinde mit den Worten: „Leben Sie wohl, Madame!“ aus dem Zimmer.

## Zweites Kapitel.

Eine Scene am Hafen.

Ich bin stolz auf den Muth, den ich gezeigt, und fest entschlossen, nicht mehr zur Frau... Frau Luceval zu gehen; ich kann mich nicht daran gewöhnen, sie Frau Jenneville zu nennen.

Um aber meinen Entschluß zu befestigen, muß ich sie mir aus dem Sinne schlagen, mich zerstreuen... Ich bin wie jene Feiglinge, die sich vor der Schlacht betrinken.

Ich kehre nach Haus zurück, will arbeiten, irgend ein Geschäft anfangen... Aber nein, ich bin zum Arbeiten nicht ruhig genug, ich muß Lärmen, Bewegung haben... ich will wieder ausgehen... da tritt Solivet herein.

„Ei, Paul, habe ich leztthin nicht einen Regenschirm bei Dir liegen lassen?... Sonst befindest Du Dich gut?... Einen braunen Regenschirm... stockartig.“

„Es freut mich sehr, daß Du mich besuchst, Solivet; was treibst Du heute?“

„Ich?... wie Du siehst, springe ich überall herum und suche diesen verdammten Regenschirm...“

„Sei still mit Deinem Regenschirm und antworte mir.“

„D'rum mußt Du wissen, daß er nicht mir gehört: ein Herr hat ihn mir vor drei oder vier Monaten geliehen, ich hatte immer vergessen, ihn zurückzugeben... heute Morgen regnete es, und da

kam er dann zu mir und verlangte ihn zurück; es ist mir sehr unangenehm, ich werde ihn bezahlen müssen... Er ist alt, und ich werde ihm einen neuen dafür geben müssen."

"Zolivet, ich habe im Sinne, mich heute zu belustigen oder es wenigstens zu probiren. Bleibe bei mir, ich regalire Dich, führe Dich in's Theater, kurz, wohin Du willst."

"Bah! wirklich!... das ist sehr verführerisch. Und Du wirst mich mit der Rechnung nicht im Gasthof sitzen lassen?"

"Jedenfalls habe ich Dich, glaube ich, wieder bezahlt."

"O, freilich!... ich sagte dieß nur aus Spaß... Nun, ich will mich verführen lassen, will bei Dir bleiben. Auch sehe ich wohl ein, daß der Regenschirm verloren ist... ich werde schon gelegentlich einen andern finden."

In diesem Augenblick läutet man stark an meiner Thüre. Es ist Dubois; er hätte nicht geschickter kommen können.

"O weh! ich kann nicht mehr, ich komme gerade von Auteuil," sagt Dubois, sich in einen Lehnstuhl werfend.

"Wie, Du hast dort übernachtet?"

"Ich habe wohl müssen, ich habe immer auf Dich gewartet. Es wurde spät, ein Gefährt war nicht mehr zu haben... Allein heimkehren... es ist ein so langweiliger Weg... dann dachte ich: in Auteuil gibt es eben so gute Betten als anderswo... Ich

übernachtete in einem Wirthshaus, wo ich eine Magd traf, die nicht wurmflechtig ist! . . .“

„Aber Du wurdest von Etwas gestochen,“ sagte Jolivet zu Dubois, dessen Gesicht musternd.

„Das da . . . o, das ist nichts . . . das sind die Liebesflosungen der Sittsamkeit! . . . Ei, meine Kinder, ihr scheint zum Ausgehen bereit . . . Habt ihr für heute eure Pläne gemacht?“

„Du gehst mit uns, Dubois, ich will mich zerstreuen, belustigen, wenn es möglich ist.“

„Er hält frei,“ sagte Jolivet.

„Ah! er will frei halten . . . deshalb bist Du da, Du Filz! Wenn Du Deinen Theil bezahlen müßtest, so würdest Du nicht mithalten!“

„Ah! warum nicht gar . . . das ist Verläumdung!“

„Was mich betrifft, so gestehe ich offen, daß es mir für den Augenblick sehr schwer fielen, meinen Theil zu bezahlen, ich habe nichts mehr . . . Aber ich werde mich wieder versehen! . . . Wir machen also eine Lustpartie, das ist die Hauptsache . . .“

„Dubois, habe ich keinen Regenschirm bei Dir liegen lassen?“

„Geh' mir doch mit Deinem Geschwäg . . . Ei, Paul, hast Du über Deine Schöne triumphirt? Du willst Deinen Sieg feiern! . . .“

„Sprich nur nicht davon, Dubois, ich bitte Dich.“

„Du seufzest, armer Bursche! Man hat Dich zum Besten gehabt, ich war es überzeugt. Du hast wie ein Minnesänger aus dem dreizehnten Jahrhundert gehandelt, und das ist heutzutage nicht mehr Mode.“

Nun, wir wollen miteinander zum Essen gehen und Jeder soll zwei Bouteillen Champagner trinken, und ich stehe dafür, daß, wenn wir vom Tische aufstehen, Du nicht mehr weißt, was für eine Farbe die Haare Deiner Geliebten haben."

"Hoffentlich vergesse ich sie ohne dieß."

"Meine Herren," sagt Jolivet, "wollen wir nicht Senneville abholen?"

"Nein, nein, es ist unnöthig," sagte ich sogleich; "Senneville kann ohne Zweifel die Frau von Remonde nicht verlassen."

"Ei, wir brauchen ihn nicht zu unserer Unterhaltung," sagt Dubois; "Senneville ist nicht so heiter, so cordial, wie wir. Aber Jolivet ist ein merkwürdiger Bursche! Sobald er nicht bezahlen muß, will er alle Bekannten einladen und ihnen weiß machen, er gebe ihnen ein Essen. Auf, fort! das Wetter ist schön. Wir wollen eine flotte Citadine nehmen und auf's Land fahren... Was sagst Du dazu, Paul?"

"Alles, was ihr wollet, meine Herren, schonet meine Börse nicht... Vor einigen Tagen wollte ich sparen, reich werden... aber heute liegt mir nichts daran, es bleibt mir immerhin genug."

"Nun, sei ruhig, Du hast zwei Bursche mit Dir, die Deinem Wunsche entsprechen werden."

Wir steigen alle Drei in die Citadine, und Dubois sagt zu dem Kutscher: "Wir behalten Dich den ganzen Tag; führe uns auf das Land."

"Wohin, meine Herren?"

"Wohin Du willst, uns liegt nichts daran; die

geistreichen Leute unterhalten sich überall ... Wenn es nur Bäume, hübsche Mädchen und gebackene Fische gibt, weiter wollen wir nicht."

"Nun, fahr' zu," sagt Solivet, "Du erhältst Dein gutes Geld."

Die Citadine rollt fort, Dubois und Solivet bieten Allem auf, um mich zu erheitern. Sie treiben alle möglichen Tollheiten, die ihnen in den Sinn kommen; Solivet wird fast liebenswürdig, wenn man ihm ein Essen bezahlt. Ich thue mein Möglichstes, mit ihnen zu scherzen, aber mein Lachen ist erzwungen, es liegt mir etw. zentnerschwer auf dem Herzen, was ich sogar während unserer Spässe immer fühle.

Dubois hat die Rollvorhänge des Wagens heruntergelassen, um uns angenehm zu überraschen, indem wir so ganz dem Willen des Kutschers überlassen sind. Endlich hält die Citadine an, wir steigen aus und Dubois bricht in ein lautes Gelächter aus: wir befinden uns am Hafen, wo der Wein an's Land gebracht wird.

Mir ist es einerlei, wo wir essen, aber Solivet schneidet ein böses Gesicht und sagt: "Eine hübsche Landpartie ... wo man nichts als Weinfässer sieht!"

"Sind Sie nicht zufrieden, meine Herren?" fragt der Kutscher. "Beim Teufel! Sie haben nach grünem Laubwerk und gebackenen Fischen verlangt: ich habe Sie in den 'Grünen Baum' geführt, wo man famose Matelotten ist."

"Es ist schon recht, mein Alter," sagt Dubois,

„es kann uns am Hasen eben so gut gefallen, als wo anders! ... Wir können an dem Ufer spazieren gehen, was den Appetit vermehren soll. Kutscher, Du bleibst in der Nähe, wir behalten Dich bis auf den Abend bei uns, und Du mußt uns nach Paris zurückführen ... Ei, meine Herren, es ist noch zu bald zum Mittagessen, wir wollen an der Seine auf und ab gehen, lustig sein und sehen, ob wir keinen Sirenen begegnen.“

Wir machen uns auf den Weg, aber Solivet ist nicht damit zufrieden, daß Dubois den Kutscher uns nach Bercy führen ließ, weil wir hier ein schlechtes Mittagessen bekommen und zum Nachtisch bloß Käse erhalten werden; er hängt den Kopf und hält sich fern von uns.

„Wie kindisch ist doch Solivet!“ sagte Dubois zu mir, indem er mich am Arme nahm. „Er möchte gerne ein Diner zu zwanzig Franken per Kopf, weil Du bezahlst; er ist böse, weil er keine russischen Charlotten zum Nachtisch bekommen wird ... Ah, ich will ihm einen Streich spielen, um uns über seine Knickerei lustig zu machen.“

Wir setzten unsern Spaziergang an den Ufern der Seine ziemlich lange fort, obgleich Solivet uns alle Augenblicke zurief: „Meine Herren, es ist Zeit zum Diniren.“ Endlich kommen wir in die Nähe von la Rapée. Als wir uns der Barrière näherten, sahen wir drei Frauenzimmer unweit vor uns, wovon die Eine einen Hut, die zwei Andern Hauben trugen.

„Ich will sehen, wer diese Damen sind,“ sagte

Dubois, verließ uns plötzlich und hatte die drei Personen, die vorausgingen, bald eingeholt. Zu unserm Erstaunen sehen wir, wie er sie grüßte und mit ihnen sprach.

„Der Dubois da kennt alle Frauenzimmer,“ sagte Jolivet; „sogar in la Rapée findet er Bekannte!...“

Dubois kommt bald mit einer gleichgültigen Miene zurück.

„Nun, was ist es?“ fragte Jolivet.

„O, da ist nichts zu machen!... es wäre vergeblich, unsere Zeit damit zu verlieren...“

„Doch kennst Du diese Frauen?“

„Gerade deswegen sage ich, es ist nichts zu machen. Die mit dem Hute ist die Wittwe eines Großhändlers in der Straße la Berrerie... diese Frau mit ihrem einfachen Anzuge hat ungefähr fünfzigtausend Franken Renten!“

„Beim Henker!... das ist hübsch!“

„Wenn man sie hört, so würde man es nicht vermuthen... Sie ist ganz schlicht, anspruchslos... Sie heirathet nicht mehr, weil sie auf diese Weise sehr glücklich lebt. Indessen glaube ich doch, daß sie etwas verliebter Natur ist.“

„Und Du hast Dich nicht um sie beworben, Dubois; sie ist demnach häßlich?“

„Nein, sie ist im Gegentheil sehr hübsch und hat viel Lebhaftigkeit in ihrer Physiognomie. Einige behaupten, sie schiele, wenn sie aber die Augen niederschlägt, so sieht man es nicht... Ich habe ihr den Hof machen wollen, aber es gelang mir nicht... O,

wenn ich ihr gefallen hätte, so würde sie mir es plötzlich zu verstehen gegeben haben ... sie macht keine Umstände. Uebrigens wäre es mir ziemlich lieb gewesen ... diese Frau ist sehr freigebig ... ganz uneigennützig: wenn man ihr gefällt, so wird man von ihr mit Geschenken überschüttet. Ich kenne einen jungen Menschen, dem sie achtzehn Geldbörsen und zwei- undvierzig Cravatten geschenkt hat. Sie geht hier mit zwei Bäschen spazieren, die sie wahrscheinlich mit einer Matelotte regaliren wird."

Jolivet hört Dubois sehr aufmerksam zu, verlor aber während dessen die drei Frauenzimmer nicht aus dem Gesicht. Bald darauf sahen wir sie zu einem Weinwirth hineingehen.

Jolivet blieb vor dem Hause, wo die drei Spaziergängerinnen eingetreten sind, stehen, und sagte: „Wir wollen hier hineingehen, ich glaube, daß man hier gut ist.“

„Hier ... warum sollen wir nicht in den ‚Grünen Baum‘ gehen,“ sagte Dubois, „welches der erste Gasthof des Orts ist.“

„Ei, mein Gott, meine Herren, am Hafen wird man überall gut bewirthe! ... Die Matelotten weiß Jedermann hier zu machen! Ferner glaube ich, daß es im ‚Grünen Baum‘ schrecklich theuer ist.“

„Ah, Du willst jetzt für Deligny sparen?“

„Warum nicht? Wozu soll man, wenn man eben so gut bewirthe wird, so viel Geld ausgeben?“

Ich gehe zuerst hinein, und will einmal in die Küche einen Blick werfen.

„Wollen wir hier diniren?“ sagte ich zu Dubois,  
„dieß sieht mir wie eine Garküche aus.“

„Mein Lieber, wenn wir nichts als Fischgräten  
und Brodkrumen speisen wollen, so können wir hier  
hineingehen... Unser Geizhals geht in die Falle, ich  
wußte es wohl!“

„Was ist es denn?“

„Diese Frau mit dem Hute, von der ich ihm sagte,  
sie besitze fünfzigtausend Franken Renten und sei die  
Wittwe eines Spezereihändlers en gros, weißt Du,  
wer sie ist?“

„Nein.“

„Hast Du sie nicht an ihrem Anzug erkannt?...  
das ist Charlotte.“

„Charlotte!...“

„Sie ist es leibhaftig mit zwei Jungfern, welche  
Knöpfe fabriziren. Charlotte wohnt jetzt in der Vor-  
stadt Saint-Antoine; alle Montag gehen diese Jung-  
fern zur Barrière hinaus spazieren und kaufen sich  
bei einem Weinhändler ihr Getränke für die Woche,  
welches sie in Blasen füllen, die unter ihrer Schürze  
hängen. Die Mauth kostet sie auf diese Art nichts,  
als einen Reif um die Hüfte.“

„Wie, beim Teufel, weißt Du dieß Alles?“

„Charlotte hat es mir vor acht Tagen selbst er-  
zählt.“

„Ich glaubte, Du seiest mit ihr entzweit.“

„Mein Freund, ein Frauenzimmer kann mit mir  
nie entzweit bleiben. Ich habe ihr zwei Pfund Zucker  
zugeschickt. Als ich diese Jungfern erblickte, kam ich

so gleich auf den Gedanken, uns über Jolivet lustig zu machen. Charlotte kennt ihn zwar nicht, ich sagte ihr aber gerade, daß wir mit einem Knicker spazieren gehen, welcher täglich sechszig Franken zu verzehren habe . . . die Grisetten haben diese Knicker sehr gerne. Charlotte wird sich bemühen, seine Bekanntschaft zu machen; sie sind dort hineingegangen, um ihr wöchentliches Getränk zu kaufen; lasse mich nun machen und sage nichts."

Ich folgte Dubois. Wir gehen in die Schenke hinein! Es riecht nach Knoblauch, daß man fast weinen muß. Jolivet ist in der Küche. Während er sich stellt, als ob er in die Kacheln hinein schaue, wirft er seine Blicke öfter auf den Garten hinter dem Haus, wo er unsere drei Grisetten in ein Gartenhäuschen im Hintergrunde eintreten sah.

Ein dicker Mann mit einer baumwollenen Kappe und einem karmoisinrothen Gesichte stellte Jolivet alle Kaströle vor die Nase hin, während zwei Mägde, welche wie Türken schnupfen, mit ihren Händen die Portionen Braten zurechtlegen, die sie sofort auftragen, während sie ihre Finger lecken.

"Beim Teufel!" sagte ich leise zu Dubois, "wir wollen lieber nicht hier diniren."

"Sei doch zufrieden; was schadet es denn ein einziges Mal! . . . Du willst Dich zerstreuen; Du mußt auch etwas Neues sehen."

"Es wäre mir lieber gewesen, wenn ich nicht gesehen hätte, wie die Mägde die Speisen mit den Händen anrühren."

„Mein Freund, das macht man in den ersten Gasthäusern von Paris nicht anders, nur mit dem Unterschied, daß dort Niemand in die Küche hineingelassen wird, und zwar mit Recht. Nun, Solivet, denkst Du, wir werden Etwas zum Mittagessen bekommen?“

„O wohl, meine Herren... Da ist der Herr des Hauses, welcher für uns sorgen wird.“

„Wohlan, Herr Oberkoch, eine flotte Matelotte und gebackene Fische; weiter brauchen wir nichts. Nicht wahr, Paul?“

„Ja... bringen Sie doch ja kein Fricandeau.“

„Wenn die Herren eine Treppe hoch in den großen Saal spazieren wollen... man wird gleich dort decken.“

„Wir wollen in keinem Saal diniren,“ sagte Solivet, „es gibt ja Gartenhäuschen.“

„Ja, meine Herren, sehr freundliche, sehr liebe Gartenhäuschen...“

„Meine Herren, es wird uns im Garten besser behagen, wir haben frische Luft dort... Ei, Dubois, diese Damen sind in einer Laube dort unten.“

„Ach, was thut dieß... ich sage Dir, es ist nichts mit diesen Damen zu machen.“

Wir begeben uns in den Garten, der eher einem Hofe gleicht. Eine Magd öffnet uns eines der freundlichen Gartenhäuschen, die bloß aus vier nackten Wänden bestehen, worin ein Tisch ohne Tischtuch und zwei hölzerne Bänke sind, und von wo aus man bloß eine Aussicht auf Abtritte hat.

„Diese Gartenhäuschen sind in der That ländlich!“ sagt Dubois, „es herrscht kein zu großer Luxus darin, aber die Hauptsache ist, daß die Matelotte gut ist.“

„Darauf kommt's an,“ sagt Solivet, „man muß sich in Alles schicken! ... Ah, Dubois... diese Damen öffnen ihr Cabinet.“

Charlotte erschien wirklich auf der Thürschwelle. Solivet verbeugt sich tief tief vor ihr, was sie mit einem höchst einladenden Lächeln erwidert. Bald sehen wir eine Magd mit einer ungeheuer großen Kanne Wein in ihr Cabinet gehen, worauf Dubois mich ansieht, während er sich in die Lippen beißt.

„Was Teufels wollen diese Damen mit der Kanne Wein, die wenigstens zehn Litres hält, thun?“ rief Solivet, der die Magd mit leeren Händen zurückkommen sah.

„Ach, der ist für ihre Hühneraugen,“ sagte Dubois.

„Für ihre Hühneraugen?“

„Gewiß; kennst Du dieses Mittel für die Hühneraugen nicht?“

„Welches Mittel?“

„Ei, welches! ... sie mit Wein zu waschen ... Wahrscheinlich sind diese Damen deshalb dort hinein gegangen. Jedenfalls weiß ich, daß die Wittwe Hühneraugen hat ... ich habe sie sehr oft hinken sehen.“

Solivet wendet seinen Blick nicht von dem Cabinet der Damen weg, aber die Thüre bleibt geschlossen, Niemand zeigt sich. Man bringt unser Diner, wir setzen uns zu Tische. Die Erinnerungen an die Küche

verfolgen mich immer noch, aber Dubois zündet die Matelotte an, welche wie eine Bowle Punsch flammt. Ich denke, durch das Feuer werde Alles geläutert, und wir machen uns an die Matelotte, deren Sauce dem Gaumen behagt, die aber zum Trinken nothwendig Lust machen muß.

„Sonderbar,“ sagte Solivet während des Diners, „ich sehe den Damen Nichts auftragen außer dem Krüge Wein, den man ihnen gebracht hat.“

„Bah!“ entgegnet Dubois, „ich sah einen ungeheuern Karpfen und prächtiges Geflügel hineintragen.“

„Wann denn?“

„Während Du Deine Gräte suchtest. Aber der Himmel unwölkt sich; wir haben wohl daran gethan, die Citadine bei uns zu behalten, denn hier kann man nicht wohl ein Gefährt bekommen.“

Wir sind an den gebackenen Fischen, und der Regen ergießt sich gewaltig, als die Thüre des Cabinets jener Damen sich öffnete und Charlotte erschien. Ich bemerke, daß sie um die Hüften herum viel stärker ist als vor unserm Diner. Solivet, der wahrscheinlich nicht darauf achtet, steht vom Tische auf und geht im Garten herum, wie wenn er nach dem Wetter sehen wollte.

„Es regnet,“ rief Charlotte aus, „das ist sehr ärgerlich!“

„Sie können unmöglich zu Fuß nach Haus zurückkehren, meine Damen,“ sagte Solivet, indem er sich ihnen mit freundlicher Miene näherte.

„Freilich, wenn man mit einer andern Gelegen-

heit zurückkommen könnte... so würde man sich nicht voll Roth machen... Der Himmel ist ganz bedeckt... es scheint nicht, daß es aufhören wolle."

Jolivet kommt zu uns zurück und sagt: „Meine Herren, wir haben ein Gefährt, es wäre nicht schön, wenn wir bei diesem Wetter diese Damen zu Fuß heimgehen ließen, namentlich, da wir wissen, daß sie Hühneraugen haben... Was meinen Sie?“

„Scherzest Du?“ sagte Dubois. „Du willst zu uns Drei noch diese drei Damen setzen... Sieh' sie doch an... sie sind eben nicht hager...“

„Es ist wahr: sie schienen vorhin erst nicht so dick.“

Die zwei Freundinnen von Charlotte hatten sich ebenfalls ungeheure Hüften gemacht, und diese drei Frauenzimmer standen unter der Thüre ihres Cabinets, wo sie das Gewölke und Jolivet belorgnetzteten. Dieser, außer sich vor Freude, von der vorgeblich reichen Wittwe belorgnettirt zu werden, kommt wieder zu uns und sagt mit entschlossener Miene: „Meine Herren, ich habe eine Bitte an Sie.“

„Willst Du hier zu Nacht essen?“

„Nein... aber wenn Sie so gut wären und mir die Citadine abtreten wollten... Ich gestehe Ihnen, ich habe die größte Lust, diese Damen heimzuführen; unter uns gesagt, die Wittwe sieht mich mit viel-sagenden Augen an, und ich glaube, sie wird meine Huldigungen nicht übel aufnehmen.“

„Laß doch diese Damen gehen, Jolivet; Du bist ja noch nicht einmal mit Deinem Diner fertig.“

„Mich hungert nicht mehr.“

„Du wirst tausend Hübschere finden.“

„O, die Wittwe ist allerliebft...“

„Wenn Du unser Gefährt nimmst, so bedenke, daß Du es ganz bezahlen mußt.“

„Das ist mir einerlei ... ich bezahle baar ... ich bin verliebt... Ich schlage nichts an... Nun, Paul, was sagst Du dazu?“

„Er soll das Gefährt nehmen, wenn er will, ich habe nichts dagegen.“

„Ich danke Dir, mein lieber Deligny... Ich lasse euch zurück, meine Kinder... entschuldigt mich... ihr wisset aber wohl, wie es ist: wenn man gefesselt wird, verliert man den Kopf. Adieu.“

Jolivet verläßt uns, außer sich vor Entzücken, und eilt zu Charlotten mit den Worten: „Eine Citadine steht zu Gebot: wollen Sie mir nicht gefälligst meinen Vorschlag, Sie und Ihre Bäschen nach Haus zu führen, annehmen?“

Charlotte sieht ihre Kamerädinnen an, als Jolivet mit ihr von ihren Bäschen sprach. Aber die Jungfern nehmen ohne Umstände den Vorschlag an und verlassen alle Drei das Gartenhäuschen. Jolivet bietet seinen Arm an; man ist nicht Willens, ihn anzunehmen, aus Furcht, er fühle beim Gehen die unter den Röcken befindlichen Gegenstände. Man entschuldigt sich mit der Besorgniß, ihn mit Roth zu besprühen, und diese Jungfern gehen in so gemessenen Schritten von dem Weinwirth fort, wie wenn sie auf Eiern liefen.

Die Citadine wartete vor dem ‚Grünen Baum‘

auf uns. An dem langsamen Gang dieser Jungfern, deren Füße zusammengebunden scheinen, sieht Solivet, daß sie, bevor sie daselbst ankommen, durchnäßt werden, und eilt voraus, um das Gefährt ihnen entgegenzuführen. Auf den Verlauf der Sache begierig, beendigten wir schnell unser Diner; ich bezahle, und wir gehen einige Minuten nach diesen Damen fort.

Charlotte und ihre zwei Freundinnen laufen erst etwa fünfzig Schritte vor uns. Der Weg war sehr morastig und die Jungfern hatten schon ganz kothige Kleider, weil sie diese aus guten Gründen nicht in die Höhe hoben. Endlich kommt Solivet mit der Citadine an. Aber beim Einsteigen in den Wagen verbittet sich jede dieser Damen sowohl Solivets als des Kutschers Hülfe, und doch scheinen sie große Mühe dabei zu haben. Kaum erreichen sie den Fußtritt, ihre ungeheuren Hüften schwanken beständig hin und her, was Solivet der Schüchternheit jener Jungfern zuschrieb. Endlich sitzen sie im Wagen, Solivet steigt ein und setzt sich neben Charlotte, die schnell rückt, um ihm Platz zu machen, und zu ihm sagt: „Geben Sie Acht, mein Herr, setzen Sie sich nicht zu dicht neben mich . . . ich muß in einem Wagen frei sitzen.“

Solivet kauert sich unterthänigst in ein Eckchen, der Kutscher fragt, wohin er fahren soll: „In die Straße de la Berrerie, zu Madame . . .“ sagte Solivet, auf Charlotte blickend.

„In die Straße de la Berrerie? . . . nein . . . ich

wohne in der Vorstadt Saint-Antoine, neben dem Boulevard."

"Sie haben also die Wohnung gewechselt?"

"Ja, mein Herr... O, ich wechsele sehr oft... Kutscher, in das Haus des Fleischers... es hat einen rothen Eingang."

Solivet fällt es endlich auf, daß die Wittwe mit fünfzigtausend Franken Renten in einem Hause mit einem rothen Eingang in der Vorstadt Saint-Antoine wohne. Der Kutscher macht seinen Schlag zu und fährt fort... Dubois und ich folgten von ferne der Citadine.

Angekommen an der Barrière hält der Wagen. Solivet hört während der Fahrt die etwas frechen Reden der Jungfer Charlotte und ihrer Freundinnen mit Verwunderung an; der Zollwächter öffnet den Kutschenschlag mit den Worten: „Haben Sie nichts zu verzollen?“

„Nein, gar nichts,“ entgegnet Solivet, während die drei Jungfern sich so aufrecht als möglich setzen und zum andern Schlag hinaussehen. Aber der Zollwächter hat die drei jungen Frauenzimmer erkannt, deren Aufzug seit einiger Zeit den Verdacht der Mauthbeamten erregt hat. Man hat bemerkt, daß die Jungfern, welche mit einem schlanken Wuchs und keinem auffallend starken Körper aus Paris hinausgehen, mit dem Umfang einer hottentottischen Venus dahin zurückkehren. Die Zollwächter kamen auf den scharfsinnigen Gedanken, daß der Hintere selbst nach dem Diner nicht so sehr erstarren könne; sie hatten also

ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Gestalt dieser Jungfern gerichtet, und beschloffen, sie zu untersuchen, sobald sie wieder auf der Heimkehr nach Paris erscheinen würden.

Demzufolge und trotz der lakonischen Antwort Jolibets wendet sich der Zollwächter mit einer boshaften Miene an Charlotte und ihre Freundinnen mit den Worten: „Und Sie, meine Damen, haben Sie nichts, nichts zu verzollen?“

„Nicht das Geringste,“ sagte eine der Jungfern.

„Was soll man ihm denn angeben?“ rief Charlotte, „sehen wir denn Schmugglern gleich?“

„Herr Zollwächter, ich habe die Ehre, in Gesellschaft dieser Damen zu sein,“ sagte Jolibet, „es ist nicht unsere Sache, zu defraudiren.“

„Ich weiß nicht, was Ihre Sache ist, mein Herr,“ sagte der Zollwächter; „aber ich weiß, daß diese Jungfern die Güte haben werden, auszustiegen und auf das Bureau zu gehen, um sich untersuchen zu lassen.“

„Ach Gott! ... wie schauerlich! ... uns untersuchen, uns! ...“ rief Charlotte; „wissen Sie, unverschämter Weinvisitator, daß man uns noch nie visitirt hat, weder mich, noch meine Freundinnen, und man wird uns auch nie visitiren! ...“

„Verzeihen Sie mir, meine Damen, wir werden Sie visitiren!“

„Ach, welche Unschicklichkeit! ... Dulden Sie es, mein Herr, daß man Frauenzimmer in Ihrer Begleitung anrührt, antastet? ...“

„Herr Zollwächter,“ fuhr Jolivet fort, „ich versichere Sie, Sie irren sich. Suchen Sie den Wagen, die Kisten durch, so viel Sie wollen; was aber diese Damen betrifft, so stehe ich für ihre Unschuld.“

„Wenn diese Damen unschuldig sind, so sollen sie sich an dem Hintertheile anfühlen lassen...“

„Ach, wie schändlich! Sie unser Hintertheil anrühren!... Darf ein Frauenzimmer nicht mehr nach Paris zurückkehren, ohne daß sie ihren Hintern auf der Mauth zeigt?“

„Davon ist keine Rede, allein Ihre dicken Hüfte sind uns verdächtig.“

„Es scheint, Sie haben nie andere als sehr magerere gesehen!... wir sind von Natur so dick und fett...“

„Wenn Sie von Paris herauskommen, sind Sie nicht so fett.“

„Weil uns die Landluft so aufbläst.“

„Nun, meine Damen, nicht so viel Umstände, steigen Sie aus.“

„Wir steigen nicht aus.“

„Dann werden wir Sie im Wagen mit der Sonde visitiren.“

Der Zollwächter winkt seinen Kollegen, worauf sich zwei mit Visitireisen nähern. Beim Anblicke dieser Instrumente stoßen Charlotte und ihre Begleiterinnen ein lautes Geschrei aus; Jolivet will die schrecklichen eisernen Spitzen abwenden, und die Mädchen flüchten sich, aus Furcht, sondirt zu werden, zu hinterst in den Wagen, vergessen aber in ihrem Schrecken ihre

gewöhnliche Vorsicht, werfen sich aufeinander, und zerbersten die mit Wein gefüllten Blasen, die sie unter ihren Röcken trugen. Auf einmal sind die Sonden nicht mehr nöthig, denn die Reize jener Jungfern sind verschwunden und die Citadine ist mit Wein überschwemmt.

Die Thorwächter lachen, der Kutscher flucht, und Solivet, dessen Rock und Hosen theilweise vom Wein benezt wurde, sieht mit versteineter Miene Charlotte und ihre Gefährtinnen an und ruft: „Wie! eine Frau mit fünfzigtausend Franken Renten gibt sich damit ab, daß sie unter ihren Röcken Wein einschmuggelt!“

Auf diese Worte brechen die Jungfern in ein lautes Gelächter aus, machen ihre falschen Hüften los, springen flüchtig aus dem Wagen, gehen nach Paris und lassen Solivet sich mit den Zollwächtern und dem Kutscher herumstreiten.

Solivet sah nun ein, daß er von Dubois für Narren gehalten worden war, und rief aus: „Ich war nicht in Gesellschaft dieser Damen... ich kenne sie nicht... Ich begleitete sie aus bloßer Höflichkeit...“

„Mein Herr,“ sagte der Zollwächter, „Sie werden auch die Höflichkeit haben, die Geldstrafe zu bezahlen... Zudem haben Sie uns gerade vorhin gesagt, Sie stehen für die Unschuld dieser Frauenzimmer.“

„Und mein Wagen, in dem der Wein herumfließt... Glauben Sie, Sie werden mir den Schaden nicht bezahlen müssen, Landsmann?“

Solivet will sich äußerst bestürzt vertheidigen, aber

umsonst: man führt ihn auf das Mauthamt. Wir, Dubois und ich, gingen gerade vorbei, als Solivet durch den Rutscher, die Zollwächter und Gaffer, welche dieser Auftritt herbeigeführt hatte, fortgeschleppt wurde. Er bemerkt uns, ruft uns, zeigt mit dem Finger auf Dubois, aber wir stellten uns, als ob wir ihn nicht hören; ein Cabriolet, in das wir an der Barrière stiegen, führte uns schnell vom Hasen zurück.

Ich habe mich des Lachens über die Lage Solivets und den Zustand seines Anzugs nicht enthalten können, als er, von Wein triefend, aus der Citadine stieg. Aber nach meiner Ankunft zu Hause verschwinden diese Bilder sehr schnell; ich empfinde sogar eine größere Freude, daß ich wieder allein bin und mich ungestört mit Augustine beschäftigen kann.

Meine Magd gibt mir einen Brief. Ich breche das Siegel hastig auf... wenn sie mir schreiben, mich einladen würde, ich solle sie besuchen, so dürfte sie nur ein Wort sagen, und ich wäre an ihrer Seite.

Aber nein! er ist nicht von ihr... das Billet ist „*Herminie*“ unterzeichnet. Ach Gott! jetzt fällt es mir ein... Hatte sie mir gestern in Auteuil kein Rendezvous auf heute Vormittag gegeben?... Nun, was schreibt sie?

„Mein Herr, Ihr Betragen ist niederträchtig; so hat man keine Frau zum Besten. Wenn Sie es werth wären, so würde ich mich wegen Ihres ungebührlichen Benehmens gegen mich rächen. Aber ich verbiete Ihnen, jemals wieder vor mir zu erscheinen und mich wieder zu besuchen.“

Sie ist wüthend! . . . ich begreife es; ich brauchte ihr Verbot, sie nicht mehr zu besuchen, nicht. Ich besuchte sie bloß aus Gefälligkeit . . . bloß um den Wunsch der Frau Luceval zu erfüllen . . . Von nun an werde ich aller dieser Gefälligkeiten los sein . . . von nun an werde ich nichts mehr für sie thun!

Ich zerriß das Billet Herminiens. Ach, ich hatte mir geschmeichelt, es sei von einer andern, und diese getäuschte Hoffnung schmerzt mich auf's Neue. Augustine wird mir nicht schreiben . . . es ist ihr einerlei, wenn ich sie auch nicht mehr besuche . . . ich bin ihr gleichgültig. Wie wunderbar! . . . jene Frau von Remonde, die von Jenneville angebetet wird, ist in mich verliebt, und diejenige, welche ich liebe, denkt bloß an Jenneville, der sie verlassen hat! . . . Man sagt, Alles hat eine gute Seite, aber ich suche sie umsonst in jener Verkehrtheit des Herzens, welche unsern Leidenschaften einen so unrichten Ort anweist.

### Drittes Kapitel.

Was man vorausgesehen hatte.

Ueber vierzehn Tage sind verstrichen, ich habe meinen Vorsatz, sie nicht zu besuchen, festgehalten. Während dieser Zeit, die mir sehr lange schien, habe ich mich in Gesellschaften, Schauspielen, Concerten herumgetrieben, habe mir sie aus dem Sinne zu schlagen gesucht, aber es ist mir nicht geholfen.

Dubois ist oft bei mir gewesen. Er führt einen schlechten Lebenswandel, hat aber ein gutes Herz;

überzeugt, daß ich wirklich einen geheimen Kummer trage, thut er sein Möglichstes, um mich zu zerstreuen. Solivet haben wir seit der Partie an den Hasen nicht mehr gesehen.

Ich schmeichelte mir mit einem Einladungsschreiben von ihr; ich hoffte, sie würde sich erkundigen, ob ich krank sei, kurz, warum ich sie nicht mehr besuche; aber nein, kein Wort, keine Erinnerung!... Ach, sie bekümmert sich wenig darum, was ich treibe, was aus mir wird... Ich bin für sie Nichts... wenn sie, wie sie sagte, Freundschaft für mich gehabt hätte, würde sie sich jetzt so gleichgütig gegen mich betragen?

Ninie hat nicht so gehandelt, sie hat mir mehrere Male geschrieben, ich solle sie besuchen; ich soll ihr wahrscheinlich sagen, woher ich ihren Adolph kenne... aber ich werde mich hüten, sobald von diesem Menschen mit ihr zu reden... Die Jahreszeit ist schön... ich sollte bei meinem Vater auf dem Lande sein... Was hält mich noch in Paris zurück, da ich nicht mehr zur Frau Luceval gehe?

Als ich Morgens allein in meinem Zimmer mich mit Vergnügen der so angenehmen Augenblicke erinnerte, die ich bei Augustinen zugebracht hatte, als ich noch von ihr geliebt zu werden glaubte, läutet man stark an meiner Thüre, und bald darauf tritt Senneville in mein Zimmer.

Ich hatte ihn seit jenem Abende in Auteuil nicht gesehen... denn jetzt schmerzt mich sein Anblick... Was will er bei mir?

Senneville scheint heftig bewegt, seine Haare sind

verwirrt, seine Züge verstört. Er wirft sich auf einen Sessel und sagt: „Nun, Deligny, wissen Sie, was uns begegnet?“

Ich sehe ihn unruhig an und warte, bis er fortfährt, worauf er mit der Faust auf den Tisch, der neben ihm steht, schlägt, und ausruft: „Dieser erbärmliche Blagnard ist durchgegangen!...“

„Blagnard?“

„Ja, Blagnard, dem wir unser Geld anvertraut haben... Ich achtzigtausend Franken und Sie dreißigtausend... Er macht Bankerott... Entweder ist er durchgegangen, oder hat er sich versteckt... Kurz, er schuldet über viermalhunderttausend Franken... und man versichert, er könne keine hundert Thaler bezahlen... Nun! Sie sagen nichts... Sie haben eine gute Natur, eine solche Schändlichkeit mit so viel Ruhe erfahren zu können!“

„D'rum wundere ich mich nicht über die Nachricht, daß dieser Mensch ein Spitzbube sei... Ich versichere Sie, ich hatte immer ein geheimes Vorgefühl.“

„Warum haben Sie ihm dann Geld anvertraut?“

„Ich ließ mich verleiten... wünschte mich in kurzer Zeit zu bereichern... ich sah überdies Ihr großes Zutrauen zu ihm!“

„Ei! wer hätte auch dieß nicht zu ihm gehabt? Ein so glänzendes Auftreten, einen so sichern Takt in den Geschäften... ein prunkvolles Gefolge... Großartigkeit in den kleinsten Dingen... immer bereit, seine Freunde zu bewirthen, was mit dem größten Aufwand geschah!“

„Gerade dieß hätte Besorgniß in uns erregen sollen. Der Mann, der seinen Verbindlichkeiten Ehre machen will, regelt seine Ausgaben besser; die wirklich reichen Leute prangen nicht damit, aber der Betrüger verschwendet sein Geld im Ueberfluß, und warum sollte er es sparen? Er verzehrt ja nicht sein Geld, sondern das Anderer; er hält Gesellschaften, bewirthet, spielt den großen Herrn ... Aber wir müssen die Diners theuer bezahlen, die er uns gibt. Er glänzt, belustigt sich mit dem Sparpfennige einer armen Wittwe, mit der Frucht der Arbeit eines Künstlers, mit den Ersparnissen des bescheidenen Handelsmannes. Ach, solche Subjekte sind tausendmal schlechter, verächtlicher, als der Straßenräuber, welcher wenigstens sein Leben wagt, wenn er Ihnen die Börse abverlangt, während diese gleißenden Salon-diebe, diese unverschämten Bankerottirer über die, welche sie in's Verderben stürzen, lachen, und sich auf Kosten der Unglücklichen, welche sie ruinirt haben, lustig machen.“

„Ja, Sie haben vollkommen recht ... Aber mit diesen Betrachtungen werden wir unser Geld nicht zurückerhalten ... achtzigtausend Franken verloren, während ich hoffte, bald noch einmal so viel zu erhalten! ...“

„Dieser Verlust ruinirt Sie wenigstens nicht... Sie haben noch Vermögen genug ... Aber ich... Nun bleiben mir höchstens noch achtzehnhundert Franken Renten übrig ... denn seit einiger Zeit brauche ich auch mehr als ich sollte ... Aber man muß

sich darenin schicken... Es wird mir immer genug bleiben."

"Welch glückliches Gemüth um einen Philosophen... Ich gestehe, mich bringt dieser Vorfall in Verzweiflung!... Ich bin nicht so reich, als Sie meinen... Mein gewöhnlicher großer Aufwand... und dann meine Hoffnung auf Zuwachs durch den erbärmlichen Blagnard... haben mich zu unverhältnismäßigen Ausgaben veranlaßt... Ich rechne nicht gern... Pfui! Wie wird man da angesehen? besonders von einem Frauenzimmer."

"Ich glaubte, die Frau von Remonde verursache Ihnen keinerlei Kosten."

"Keine Kosten?... Was sagen Sie da!... Sie wissen wohl, daß es tausend Geschenke gibt, die eine Frau nie zurückweist. Es sind Kleinigkeiten, aber diese Kleinigkeiten kosten viel Geld. Was mir am Leidsten thut, ist, daß Herminie gerade auch ihren Prozeß verloren hat. Dieß wird sie ebenfalls schrecklich in Verlegenheit bringen... Sie will es mir nicht sagen! Sie treibt das Zartgefühl mit mir zu weit... Aber ich habe es erfahren, so wie, daß sie einem deutschen Millionär, der sein Vermögen ihr zu Füßen legte, einen Korb gegeben hat... Meinetwegen hat sie es gethan, daran ist kein Zweifel!... Wenn eine Frau uns so viel Beweise von Liebe gibt, so werden Sie zugeben, daß sie es wohl verdient, wenn man ihr auch einige Opfer als Belohnung hiefür bringt. In diesem Augenblick braucht sie hunderttausend Franken zur Bezahlung der Unkosten dieses

verdammten Prozesses und des Schadenersatzes an ihre Gegenpartei. Ich besitze zum Glück ein Landgut von diesem Werthe und lasse wahrlich Herminie nicht stecken.“

„Sie wollen Ihr Landgut aus Liebe zu Frau von Remonde verkaufen?“

„Gewiß... Mein Vermögen kommt freilich dadurch sehr herunter, aber Herminie ist bloß für den Augenblick in Verlegenheit und wird mir die Summe, die ich ihr vorstrecke, zuverlässig zurückerstatten.“

„Jenneville, nehmen Sie sich in Acht!“

„Was wollen Sie sagen?“

„Die Frau von Remonde ist bloß Ihre Maitresse... Bedenken Sie, diese Frauenzimmer sind launisch; die, für die wir viel thun, lieben uns nicht immer am meisten.“

„Herminie hat mir Beweise genug von ihrer Liebe gegeben, und ich befürchte nicht, daß sie ihre Gesinnung ändert.“

Es lagen mir schon einige vertrauliche Worte, die ich ihm mittheilen wollte, auf der Zunge... Aber nein! Ich kann mich nicht entschließen, ihm Herminie aus dem Kopfe zu bringen, er würde mir doch nicht glauben; überdies kann sie eine Leidenschaft für mich gefaßt haben und doch Jenneville immerfort lieben... Das geschah schon oft, namentlich bei Frauen von Herminiens Schlag.

Wir schweigen eine Zeitlang stille. Ich weiß jedoch, daß ich ihm einen großen Dienst erweisen würde,

wenn ich ihn von dieser Geliebten erlöste! ... Aber wie soll ich es beginnen? ... Wenn ich ihn mit seiner Frau ausföhnen würde! ... Augustine wäre glücklich und ich hätte es bewerkstelligt. Dieser Gedanke kann mich zum Versuche dieses Planes ermuthigen... ihr Glück gründen, würde mir ihre Erkenntlichkeit zusichern... dann wäre ich ihr nicht mehr gleichgültig!"

Ich näherte mich Jenneville wieder, der ohne Zweifel über den Verlust seiner achtzigtausend Franken nachdenkt. Ich weiß nicht, wie ich zum Ziel komme ... der kürzeste Weg scheint mir, es ihm frei heraus zu sagen. „Jenneville, denken Sie nicht manchmal daran, daß Sie verheirathet sind?“

Jenneville sieht mich mit Verwunderung an und antwortet mir sofort: „Daran denke ich am wenigsten! ...“

„Haben Sie denn Ihre Frau ganz vergessen?“

„O! vollständig... warum fragen Sie mich aber dieß?“

„Weil ich es für unmöglich halte, daß man nicht bisweilen an Diejenige denkt, an welche man sein Leben gekettet hat!“

„Gekettet! das ärgert mich gerade ... aber Sie sehen, daß Jedes von uns trotz dem lebt, wie wenn dieß nicht der Fall wäre...“

„Ja, Sie; aber vielleicht Ihre Frau...“

„Sie thut, was sie will, das ist mir ganz gleich.“

„Wandelt Sie also nicht bisweilen die Lust an, sich mit ihr auszuföhnen?“

„Mich mit ihr ausföhnen?... Gott bewahre mich

davor; bisweilen denke ich an den Ehestand zurück... wie unterhaltend das ist!..."

"Sie waren aber doch in sie verliebt, als Sie Ihre Gemahlin heiratheten?"

"Ich glaube, ja... aber das hat nicht lange gedauert."

"Wenn es fortgedauert hätte, wären Sie dann nicht eben so glücklich gewesen, ja noch glücklicher, als Sie es jetzt sind?... Sehen Sie, Jenneville, über kurz oder lang wird man der Liebe für das schöne Geschlecht im Allgemeinen überdrüssig... man fühlt, daß es angenehmer, natürlicher ist, bloß Eine zu lieben... Sie empfinden dieß bereits, da Sie der Frau von Remonde treu anhängen... aber es wäre besser, glaube ich, seiner Frau treu zu sein als seiner Geliebten, ja, ich bin es überzeugt, daß man glücklicher leben würde."

"Mein lieber Deligny, Sie sprechen wie ein noch nie verheirathet gewesener Mann!... Wenn Sie wüßten, wie diese Damen anspruchsvoll, beschwerlich, langweilig werden, sobald sie mit Einem verbunden sind! Ihr Hauptverlangen ist vor Allem, unumschränkt zu gebieten und uns zu ihren Sklaven zu machen. Wenn wir einen festen Charakter zeigen und uns nicht an der Nase herumführen lassen wollen, dann sind wir Tyrannen! Ungeheuer!... O, beim Henker! wenn ich vom Morgen bis zum Abend dem Willen meiner Frau hätte folgen wollen, dann hätten wir sehr gut mit einander gelebt; sie hätte mich vielleicht angebetet!"

„Glauben Sie, sie habe Sie nicht geliebt?“

„Meiner Treu, mein Lieber, ich glaube nie, daß man mich liebt, wenn man mich unglücklich macht... ich kenne nichts Abscheulicheres, als jene Frauen, welche Einen wüthend machen, indem sie behaupten, sie lieben Einen... Ei, beim Teufel! hasset mich, aber laffet mich in Ruhe!“

„Sie legen alle Fehler Ihrer Gemahlin zur Last; haben Sie sich nie gegen dieselbe verfehlt?“

„Mich verfehlt... gegen meine Frau?... Ah! Deligny, was kommt Sie heute an?... Sie verfechten die Sache meiner Frau mit einer Wärme... Sie, der nie mit mir davon redete... sind Sie vielleicht in sie verliebt, seitdem ich sie Ihnen in Auteuil gezeigt habe?“

Obgleich Tenneville diese Worte lachend sagte, so erröthete ich dennoch und wurde verlegen, aber er bemerkte es nicht und fuhr fort: „Haben Sie Augustine seither wieder gesehen? hat dieselbe Sie zu ihrem Advokaten angenommen?“

„In der That, ich habe... einmal... in Gesellschaft Ihre Frau Gemahlin getroffen, und ich gestehe, daß sie mir ganz anders vorgekommen ist, als Sie mir sie geschildert haben.“

„Ei, beim Teufel!... in Gesellschaft sind diese Damen allerliebft! in ihrem Hauswesen muß man sie aber sehen... Doch genug hievon... wir haben viel zu viel von meiner Frau gesprochen... ich muß jetzt sehen, daß ich Geld bekomme. Elender Blagnard!... ein Mann, in den ich ein Vertrauen setzte,

weil er sich so artig zu benehmen wußte... sich immer nach der neuesten Mode kleidete!... Wohl... ich muß mein Landgut verkaufen."

Jenneville steht auf und will fortgehen, worauf ich ihn bei der Hand nehme und nochmals Allem anbiete. „Jenneville, überlegen Sie vorher noch, ehe Sie es auf's Aeußerste treiben.“

„Was soll ich überlegen?... ich brauche Geld, ich muß durchaus Geld haben... können Sie mir hunderttausend Franken verschaffen?“

„Nein... leider, wenn ich es könnte...“

„Nun, mein Freund, so lassen Sie mich mein Landgut verkaufen...“

„Aber... Sie würden nicht nöthig haben, sich Ihres Vermögens zu berauben, wenn Sie sich mit Ihrer Frau wieder vereinigen...“

„Mit meiner Frau! wieder meine Frau!... ach, mein Freund, das ist zu arg!... Bedenken Sie, daß, wenn Sie von meiner Frau reden, Sie mir einen Stich durch's Herz geben; Sie wollen mich vertreiben...“

„Nein, ich möchte im Gegentheil Ihnen zureden, dieselbe besser kennen zu lernen, Sie bewegen, ihr Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen... Ich bitte, hören Sie mich noch einen Augenblick an... Sie haben Ihre Gemahlin falsch beurtheilt: sie verehrte Sie... sie verehrt Sie immer noch, ich weiß es gewiß; sie hat Ihnen anspruchsvoll, eifersüchtig scheinen können, weil eine Frau im Anfang der Ehe nicht weiß, daß sie ihrem Gatten viel Freiheit lassen muß, aber von nun an, seien sie es überzeugt, würde sie Ihr Glück

machen, nachsichtiger gegen Ihre Schwächen sein und diese Ihrer guten Eigenschaften wegen entschuldigen, die zärtlichste, aufrichtigste Freundin für Sie werden. Glauben Sie mir, kehren Sie zu ihr zurück, Sie werden mir bald für den Rath, den ich Ihnen jetzt gebe, danken.“

Jenneville sieht mich sehr kaltblütig an und gibt mir kurz zur Antwort: „Mein lieber Freund, ich werde mein Landgut verkaufen.“

Er ist fort!... meiner Treu', ich habe mein Möglichstes gethan... Er tritt das Glück, das ich zu meinem größten Leid nicht erringen kann, mit Füßen!... er soll sich ruiniren, er mag sich wegen einer seiner Liebe unwürdigen Frau entblößen, um so schlimmer für ihn!... Da er sich weigert, in Augustinens Arm zurückzukehren, so verdient er auch nicht glücklich zu sein.

Bei all dem bin ich auch ruinirt. In der Hoffnung, meine dreißigtausend Franken zu verdoppeln, verschwendete ich seit einiger Zeit das Geld, ohne daß ich mir Rechnung stellte!... Höchstens bleiben mir achtzehnhundert Franken Renten... Wenn mein Vater wüßte, wie gut ich mein Vermögen angewendet habe!... Doch, ich hege keinen Ehrgeiz, keine eitlen Wünsche mehr... dieses bescheidene Einkommen muß mir genügen; da ich aber bei meinen Freunden nichts entlehnen und keine abgetragene Kleider anziehen will, so werde ich viel ordentlicher und sparsamer leben müssen.

Ich bin gerade im Begriff, ein neues Budget zu

machen, als Dubois tanzend in mein Zimmer tritt. Es fällt mir bei, daß wir heute bei Befour diniren sollten. Ich reichte ihm die Hand und sagte seufzend zu ihm: „Mein lieber Dubois, ich kann Dich zu keinem Diner mehr einladen, noch meine eigene Zeche bei Befour bezahlen... Hinsichtlich der Schmausgelage, Reit- und Landpartieen zähle nicht mehr auf mich... das hat ein Ende, mein Freund, ich bin zu Grunde gerichtet!“

„Geh' mir doch!... Du scherzest!“

„Nein, ich sage Dir die Wahrheit... Herr Blagnard bringt mich um dreißigtausend Franken, die er mir verdoppeln sollte...“

„Blagnard!... weißt Du, wohin er gegangen ist? Ich eile ihm nach, ich finde ihn... und wenn er Dir Dein Geld nicht zurückgibt, so stoße ich ihm meinen Degen durch den Leib.“

„Ich danke Dir, aber man könnte eher einen Spitzbuben zehnmal erstechen, als daß man einen Heller von dem, was er stiehlt, zurückerhielte. Ich muß mich darein fügen; es bleiben mir noch achtzehnhundert Franken Renten, womit ich noch leben kann, aber Du begreifst wohl, daß ich nicht mehr alle Tage um zehn Franken per Couvert diniren kann.“

„Achtzehnhundert Franken und ein hübsches Gesicht... Ah! wenn Du wolltest, wie schnell würde ich für Dich eine reiche Wittwe finden... eine empfindsame Frau mit vierzig bis fünfzig Jahren, die Dir alle Genüsse des Lebens gewähren würde, ohne daß Du Dein Vermögen anrührest!“

„Ich danke Dir, ich will mich lieber mit meinen achtzehnhundert Franken begnügen.“

„Dann wirst Du mit der sentimentalen Grisette für Lieb nehmen müssen, die, insofern ihr Liebhaber nur ein schöner Mann ist, zufrieden ist, wenn man mit ihr Sonntags spazieren geht und ihr mit einer Flasche Bier und einem Halbdutzend Flammkuchen aufwartet, weil man ihr an Liebe ersetzt, was man ihr an Eßwaaren entzieht.“

„Ich will keine Grisette und keine reiche Wittwe ... ich werde mäßig und klug sein ... und bloß an diejenige denken, die ich nicht vergessen kann.“

„Ach, warum nicht gar! die platonische Liebe ist freilich das Beste, wenn man nicht bei Geld ist; in dessen wirst Du aber mit mir diniren.“

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich es nicht mehr kann.“

„Ich sage Dir, Du gehst mit mir. Nun bewirthe ich Dich ... Ich habe ein herrliches Zuckergeschäft gemacht und fünfzig Louisd'or gewonnen ... ich werde sie mit Dir bis auf den letzten Heller durchjagen, das ist nicht mehr als billig ... Du hast mir lange genug Diners gegeben, nun ist die Reihe an mir.“

„Dubois, ich will nicht, daß ...“

„Du willst nicht ... schämst Du Dich an mir? hältst Du mich für einen Filz, für einen Jolivet? ... Du hast für mich bezahlt, da ich nichts hatte, heute ist die Reihe an mir ... Ich will Dich spazieren führen, unterhalten, bewirthen vierzehn Tage hintereinander ...“

„Aber...“

„Aber wenn Du Dich weigerst, werde ich böse und muß mich mit Dir schlagen... Du weißt, ich gerathe leicht in Aufwallung.“

Ich nehme lachend Dubois beim Arm; er führt mich in das Palais-royal, läßt das Beste auftragen, bestellt die theuersten Weine, und gibt fünfzig Franken für unser Diner aus. Die fünfzig Louisd'or werden nicht von langer Dauer sein.

### Viertes Kapitel.

Die Unterhaltung im Schatten.

Mit achtzehnhundert Franken Einkommen darf ein unverheiratheter Mann kein Logis um sechshundert Franken bewohnen, auch keine Magd halten. Ich habe dieß auf der Stelle eingesehen, und um meinen Entschluß schneller auszuführen, namentlich um alle unangenehmen Fälle zu vermeiden, kündigte ich meinem Hausherrn und meiner Magd auf. Da ich von meiner verschwundenen Größe keine Erinnerungen mehr vor Augen haben wollte, so verkaufte ich einen Theil meiner Möbeln, um mehrere dringende Schulden zu bezahlen... überdieß werde ich in einem kleinen Logis nicht so viele Möbeln brauchen, denn ich werde in der Straße Charlot ein bescheidenes Quartier miethen. Auf dem Marais sind die Logis nicht so theuer und die Straße Charlot liegt ganz nahe an der Straße Boucherat... ich werde alle Tage an

ihren Fenstern vorbeigehen... Meine Wohnung bedaure ich nicht; ich gefalle mir sehr in meinen zwei kleinen Zimmern im dritten Stock... dieß ist wenigstens ein Ersatz für meinen Kummer. Wenn ich nicht immer mit meiner unglücklichen Liebe beschäftigt wäre, so könnte ich die Flucht Herrn Blagnards nicht so philosophisch ertragen.

Dubois hat mir noch keinen freien Augenblick gelassen, seitdem er das Unglück, das mich getroffen hat, weiß: er führt mich alle Tage in die ersten Restaurationen der Stadt und bewirtheht mich dort wie einen Fürsten; ich mag ihm zusprechen, wie ich will, er solle sein Geld sparen, er entgegnet mir immer: wir müßten flott leben, damit ich nicht an meinen Vermögenswechsel denke; er würde mir sogar Maitressen anschaffen, wenn ich es zugäbe. Solivet ist mir bloß einmal begegnet, und als er den Bankerott, bei dem ich theilhaftig war, erfuhr, hat er mir plötzlich ein Duzend hergezählt, in die er angeblich verwickelt ist: er hatte vielleicht Angst, ich möchte bei ihm Geld entlehnen; kurz, er erzählte mir von unglücklichen Spekulationen, fehlgeschlagenen Unternehmungen, so daß ich Mitleid mit ihm haben mußte. Darauf fiel es ihm ein, er habe einen sehr dringenden Gang zu machen. Er wird mich wahrscheinlich nicht mehr besuchen, was mir aber sehr lieb ist.

Am meisten wundert es mich, daß die Frau Luceval mich ganz vergift. Ich weiß zwar wohl, daß ich meine Besuche bei ihr aufgegeben und ihr gesagt

Habe, ich wolle sie nicht mehr belästigen... aber doch hoffte ich, sie würde mich aus irgend einem Grunde zu sich rufen lassen. Wenn sie wüßte, was ich zu Senneville gesagt, was ich versucht habe, um ihn zu ihr zurückzuführen... aber sie weiß es nicht!

Seit zehn Tagen bewohne ich mein kleines Logis in der Straße Charlot, und seit zwei Tagen hat mich Dubois allein diniren lassen, denn die fünfzig Louis-d'or sind verzehrt, was bei seiner Lebensweise nicht länger dauern konnte. Allein er ist deshalb nicht traurig und sobald er wieder bei Geld sein wird, fängt er die nämliche Lebensart von Neuem an. Dubois ist ein sehr glücklicher Mensch, wenn die Sorglosigkeit wirklich ein Glück ist.

Ich komme von meinem bescheidenen Speisewirth zurück, wo ich mich für meine zwei Franken ganz satt gegessen habe; es wundert mich, daß man um einen so mäßigen Preis und zwar gut zu Mittag speisen kann, und ich sagte bei mir selbst, daß man, so leicht es in Paris ist, viel Geld zu verzehren, dort eben so gut mit wenig Geld angenehm leben könne, ein Vortheil, den man nicht in allen großen Städten findet. Ich denke, daß ich noch reich wäre, wenn ich alles Geld, das ich unnöthig vergeudet habe, besäße. Es ist doch sonderbar, wie Vermögenszerfälle uns zu vernünftigen Betrachtungen veranlassen.

Bevor ich nach Haus zurückkehre, mache ich einen Umweg in den türkischen Garten; meine Blicke suchen dort meine Nachbarin, finden sie aber nirgends. Dagegen sehe ich oft dieselben Gestalten wieder. Die

alten Eheleute, die sich auf der Terrasse vor Aller Augen hinsetzen; die jungen Verliebten, die sich in den Lusthainen verbergen; den häuslichen Bürger, der mit Frau und Kinder vier Stunden vor einer Bou- teille Bier sitzt, während einige leichtsinnige Jüng- linge in zehn Minuten Kaffee, Punsch und Gefrore- renes zu sich nehmen; den täglichen Gast, der auf dem Heimweg die Damen belorgnettirt und im Vorbei- gehen vor der Kassierin mit einem lieblichen Lächeln den Hut abzieht; jene Familie, die bloß aus Frauen- zimmern besteht, welche den ganzen Sommer wie Diogenes spazieren gehen, als ob sie einen Menschen oder Mann suchten; jene alten Liebhaber, die frü- her schön waren und sich noch dafür halten, sich, um es immer zu sein, jedes Jahr ausgesuchter klei- den und so viel als möglich wieder zusetzen; jene Mutter mit einer Haube, welche ihrer Tochter einen ungeheuren Hut aufgesetzt hat, unter dem man kaum ihr Gesicht sieht; jene fünfundfünfzigjährige Frau, die beständig ein ganz junges Kind an der Hand führt, daß man glauben soll, es sei das ihrige; jene Fa- milie, die durch ihre Sprache ihren Geburtsort ver- räth und nach Tisch zum Dessert Bavaroise mit Cho- kolade trinkt; jenen Herrn und jene Dame, die den ganzen Abend spazieren gehen, ohne ein Wort mit einander zu reden; jene großen Jungfern, welche alle Vorübergehenden von Kopf bis zu Fuß betrachten, wie wenn sie mit der Beschreibung ihres Signalements beauftragt wären, und tausend andere Originale, wie es von jeher gegeben hat und wie es glücklicher Weise

immer geben wird, denn die öffentlichen Orte würden an Reiz verlieren, wenn man dort nichts zu kritisiren fände.

Ich habe meinen Gang durch den Garten bald gemacht, und da ich nichts sehe, was mich interessirt, so gehe ich friedlich nach Haus zurück. Mein Portier sitzt mit seiner ganzen Familie vor der Hausthüre, was bei den Portiers auf dem Marais allgemein der Brauch ist; dieß gibt unserer Straße ein patriarchalisches und ganz ländliches Aussehen. Uebrigens ist mein Portier gegen mich sehr dienstfertig, weil er mein Zimmer besorgt, und sobald er mich in der Ferne erblickte, rief er mir zu: „Ich habe einen Brief für Sie, mein Herr; ich will ihn gleich holen.“

Einen Brief!... Er ist wahrscheinlich von Ninie, die ich seit dem Ball von Auteuil nicht mehr gesehen habe; ich wunderte mich, daß sie mich nicht bereits besucht oder mir geschrieben hatte. Vielleicht ist er von meinem Vater... er wird böse über mich sein.

Ich ging mit meinem Portier in sein Stübchen. Er gab mir den Brief, indem er mir zeigte, daß er in mein früheres Logis geschickt und von dort hieher gebracht worden sei.

Ich nehme den Brief, betrachte die Handschrift: er ist weder von meinem Vater, noch von Ninie; aber ich wollte wetten, er ist von einer Frau... Diese Damen haben eine besondere Art, ihre Billeter zusammenzulegen und zu versiegeln.

Ich öffne den Brief, sehe sogleich auf die Unterschrift... ist's möglich... sie ist es... Augustine

schreibt mir!... Ja, Augustine steht unten, und diese herrliche Handschrift sollte die ihrige sein?... Ach! lesen wir schnell:

„Ich habe so eben das Unglück erfahren, das Sie getroffen hat und den Bankerott jenes Mannes, welcher Sie, sowie Jenneville betrogen hat. Sie wollten mich nicht mehr besuchen, ich hätte Ihren Vorsatz gebilligt, aber ein solches Unglück darf mir wohl erlauben, mich Ihnen zu nähern; bedürfen Sie Ihrer Freunde nicht? Trotz dem, daß Sie böse über mich sind, hoffte ich doch, würden Sie an meiner aufrichtigen Freundschaft für Sie nicht zweifeln. Ich wünsche, daß Sie mich persönlich über Ihre Lage beruhigen; werden Sie diese letzte Gefälligkeit nicht mehr gegen mich haben?  
Augustine.“

Tausendmal küsse ich den Brief und drücke auf tausenderlei Weise meine Freude aus, ohne zu bemerken, daß mein Portier mit seinem Licht in der Hand vor mir steht und mich mit einer sonderbaren Miene ansieht. Als ich endlich etwas ruhiger wurde, sagte er zu mir: „Diese Nachricht scheint nicht schlimm zu sein!... Es freut mich sehr, daß der erste Brief, den Sie in unserem Hause empfangen...“

„O ja, er entzückt mich! er macht mir ein unbeschreibliches Vergnügen...“

„Es ist vielleicht eine Erbschaft, die Sie nicht erwarteten?“

Alle diese Leute glauben, bloß das Geld mache glücklich! Aber der Portier ist alt!... man muß ihn entschuldigen... Von welchem Datum ist der Brief?

Ich öffne den Brief nochmals, mein Portier hält mir das Licht unter die Nase, indem er zu mir sagt: „Es ist sonderbar... es gehen von diesen Lichtern bloß sechs auf das Pfund, und sie leuchten nicht sehr helle...“

„Wie? dieser Brief ist von vorgestern datirt... und ich erhalte ihn erst heute?“

„Die Spezereihändler stehen alle mit den Lichterziehern auf gutem Fuße...“

„Antworten Sie mir doch auf meine Frage. Haben Sie diesen Brief zwei Tage in Ihrem Zimmer behalten?“

„Ich! mein Herr... Ach! was denken Sie!... er ist erst seit heute Morgen hier... aber Sie sind so schnell fortgegangen, daß ich Sie nicht einholen konnte... Dann dachte ich, er wird ihn heute Abend bekommen, es ist ein...“

„Gott!... und seit heute Morgen wäre ich glücklich... Ich wäre bei ihr gewesen... Aber es ist zehn Uhr, ich kann noch heute Abend hingehen... schon lange habe ich mir Gewalt angethan, nicht zu besuchen, jetzt werde ich nicht mehr so dumm sein!... Da ich mich durch die Beraubung dieses Glücks doch nicht von meiner Liebe geheilt habe, so will ich sie nun besuchen, so oft als sie es mir erlaubt, in ihrer Nähe weilen... Aber nie, nein, nie werde ich mit ihr ein Wort von Liebe reden.“

Während ich mir diesen neuen Lebensplan mache, habe ich die kleine Strecke, die mich von der Wohnung Augustinens trennt, zurückgelegt. Ich bin in ihrem Haus, ihre Magd hat mir geöffnet und ruft

bei meinem Anblick: „Ach, mein Herr, man hat Sie schon lange nicht mehr gesehen!...“

O, das gute Mädchen! es fiel ihr auf... Ich drücke ihr die Hand... sie öffnet mir schnell die Thüre des Salons; denkt sie wohl, da sie so dienstfertig ist, daß meine Gegenwart ihrer Frau Vergnügen machen werde?... Endlich sagte sie: „Madame, Herr Deligny ist da.“ Ich trete in den Salon, dessen Thüre sie hinter mir zumacht.

Der Salon ist groß, eine einzige Lampe hängt über dem Kamine, die dieses Gemach nur theilweise und schwach beleuchtet. Das Wetter ist herrlich, ein schöner Mondschein verleiht diesem Abend etwas Feierliches; ein Fenster des Salons steht offen, an welchem ~~unser~~ und den Kopf auf eine ihrer ~~Stühle~~ stützt. Sie rührt sich ~~nicht~~ beim Eintreten. Wahrscheinlich hat sie nicht gehört, wie ihre Magd mich meldete, sie glaubt sich noch allein.

Ich bleibe in der Mitte des Salons unbeweglich stehen, und bin so vergnügt, in ihrer Nähe zu sein, daß ich kaum zu athmen wage. Ich glaube einen schönen Traum zu haben, aus dem mich die geringste Bewegung erwecken könnte.

An was denkt sie in diesem Augenblick?... Wenn man in der Seele derer, die man liebt, lesen könnte!... Nein, es ist, glaube ich, besser, daß man dieß nicht kann.

Aber sie hat ihr Taschentuch zu ihren Augen erhoben... sie trocknet sie ab... sie weint!... Ach! sie denkt an ihren Mann!

Gegen meinen Willen mache ich eine Bewegung, worauf sie ihren Kopf gegen mich wendet.

„Ach, mein Gott!... wer ist denn da?“

„Ich bin es, Madame.“

„Herr Deligny, Sie sind es!...“

„Ja, Ihre Magd hatte mich gemeldet, aber Sie haben sie nicht gehört...“

„Und Sie bleiben da stehen, ohne mit mir zu reden?“

„Ich sah Sie, ich war schon glücklich!“

„Und doch, wenn ich Ihnen nicht geschrieben hätte ... allein nun sind Sie da... Ach!... es freut mich sehr, daß ich Sie wiedersehe.“

Sie reicht mir die Hand, ich drücke sie zärtlich und setze mich sofort neben sie an das Fenster. Wir sind ferne von dem Licht; der Schatten, der uns umhüllt, scheint aber dieser Zusammenkunft noch mehr Reiz zu geben.

„Ich habe Sie schon sehr lange nicht mehr gesehen!... Ich war so an Ihre Besuche gewöhnt, daß ich die Abende sehr lange gefunden habe...“

„Ja, man gewöhnt sich an Alles.“

„An Alles!... Es war auch zugleich ein Vergnügen, mein Herr; ich glaube, ich habe es Ihnen zu erkennen gegeben...“

„Gewiß, Madame; ich war jederzeit mit Ihrer Aufnahme zufrieden... Aber, mein Gott! was machen wir Complimente!... Sie erlaubten mir früher einen freundschaftlichen Ton gegen Sie... Ich

schmeichle mir, Sie werden noch eben so gütig gegen mich sein.“

„Ja, gewiß, ich bleibe mir immer gleich. Reden Sie aber doch mit mir von dem, was Sie interessirt ... Sie sind das Opfer eines Betrügers geworden?“

„Ja, Madame ... das ist heutzutage gar häufig der Fall!... Ich hätte ihm jedoch nicht trauen sollen. Er war Alles, was einen Intriguanten charakterisirt: unverschämt, ein Schwätzer, anmaßend im Gespräch, affectirt im Benehmen, kurz, ein Mann, der Andere hinter das Licht zu führen sucht!...“

„Und Sie haben sich von ihm hinter das Licht führen lassen?“

„Was hätte ich thun sollen?... man wird überdrüssig, immer auf seiner Hut zu sein... Am Ende überläßt man sich dem Zufall... Ich wollte meine dummen Streiche wieder gut machen, wollte mich schnell bereichern...“

„Hat er Sie um viel betrogen?“

„Um dreißigtausend Franken.“

„Und Sie haben keine Hoffnung, diesen Mann wieder zu finden.“

„Man kann ihn wohl wieder finden, aber nie wieder Etwas von ihm erhalten. Die Bankerotti treffen ihre Anstalten so gut, daß eher ihre Gläubiger ihnen etwas schuldig sind.“

„Und dieser Verlust... setzt er Sie in keine Verlegenheit?... Verzeihen Sie mir diese Frage... eine Freundin darf wohl diese Frage an Sie stellen?“

Ich weiß, daß Sie sich nicht an Ihren Vater wenden wollten.“

„O nein! ich will im Gegentheil diesen Vorfall vor ihm geheim halten; doch bin ich, Gottlob! nicht ganz zu Grund gerichtet; es bleiben mir noch Mittel zu leben... und jetzt, da ich keinen Wunsch mehr habe, da ich mein Schicksal nicht mehr ändern kann, müssen meine achtzehnhundert Franken Renten hinreichen. Nichts desto weniger bin ich Ihnen für den Antheil, den Sie mir bezeigen, dankbar... Ich muß mir sogar zu dem Verlust, den ich erlitten habe, Glück wünschen, da er mir einen Brief von Ihrer Hand eingetragen hat... Ohne dieß Ereigniß hätte ich wahrscheinlich nichts von Ihnen erfahren.“

„Sie wollten mich ja nicht mehr besuchen... sollte ich Sie dazu zwingen?“

„Ja, es ist wahr... Ich wollte Sie nicht mehr besuchen, oder vielmehr ich hatte dieß in meiner verdrießlichen Stimmung gesagt... ich habe übrigens seither wohl gefühlt, daß ich Unrecht hatte... Von nun an werde ich mich nicht mehr des Vergnügens berauben, in Ihrer Gesellschaft zu sein... wenn Sie, wie früher, meine Besuche gerne annehmen wollen.“

„Gewiß, ich habe keine Ursache, sie mir zu verbitten.“

Augustine hat mir auf eine sonderbare Art dieß geantwortet. Es liegt in ihrem Benehmen, in ihrer Stimme etwas Gezwungenes; ich vermisse ihre frühere Hingebung und Offenheit gegen mich; ich möchte in ihren Zügen lesen können... Aber wir befinden

uns im Schatten, ich kann den Ausdruck ihrer Augen nicht gewahren.

Wir schweigen eine Zeitlang stille. Und doch habe ich ihr tausenderlei zu sagen... aber ich suche... man sollte meinen, sie suche auch; indessen muß sie nicht die nämliche Verlegenheit wie ich empfinden.

„Wie haben Sie es denn erfahren, daß ich bei dem Bankerott dieses Blagnards betheilt sei?“

„Zuerst habe ich von Zulchen gehört, daß Herr Jenneville viel dabei verliere... Zulchen hat einen Verwandten, der ebenfalls etwas bei diesem Betrüger einbüßt... Sie hat mir dann auch gesagt, daß Sie zu den Gläubigern gehörten, wenn gleich mit einer kleinern Summe als Jenneville.“

„Ja, Ihr Gatte verliert achtzigtausend Franken.“

„Wenn dieß ihn wenigstens vernünftiger machen würde...“

„Ich befürchte sehr, daß er es wird... Die Frau von Remonde wird ihn zu einem dummen Streich verleiten. Voll Ränke, sucht sie, unter dem Schein der Uneigennützigkeit, ihn ohne Zweifel zu ruiniren!“

„Was wollen Sie machen, wenn ihm dieß behagt!... Er ist Herr über sein Vermögen und kann nach Gutdünken darüber verfügen.“

„Wenn er meinen Rath hätte anhören wollen.“

„Sie haben ihn also in neuester Zeit gesehen?“

„Er hat mich besucht und von der Flucht Blagnards unterrichtet... Er war rasend... um so mehr, als er um jeden Preis Geld haben sollte... und

zwar, weil Frau von Remonde einen Prozeß verloren hat!... Aber... verzeihen Sie, ich sollte Ihnen dieß vielleicht nicht sagen... da Sie jedoch gern wissen wollen, was Ihr Gatte thut..."

„O! was Sie mir da sagen, wundert mich nicht, ich hatte es schon lange vorausgesehen! Ich habe über jene Frau von Remonde bereits mein Urtheil gefällt; die Frauen täuschen sich selten hinsichtlich ihres Geschlechts. Diese Herminie wird Herrn Jenneville ganz oder beinahe zu Grund richten.“

„Sie sagen dieß mit solcher Ruhe!...“

„Da man ihn nicht davon abhalten kann, so muß man sich wohl darein ergeben.“

„Wenn diese Frau ihn nur auch liebte!... Ich lasse es mir gefallen, wenn man für eine Frau, deren Liebe zu uns erprobt ist, Opfer bringt.“

„Warum glauben Sie, daß Sie ihn nicht liebt?“

„Weil ich davon überzeugt bin...“

„Sie sind davon überzeugt? Ah! diese Dame hat es Ihnen gesagt?“

„Sie hat es mir zwar nicht gesagt... aber allem Anscheine nach wäre es leicht, sie Jenneville untreu zu machen.“

„Ah! ich begreife es... Sie haben ihre Eroberung gemacht!...“

„Eine solche Eroberung hat nichts Schmeichelfhaftes für sich; solche Koketten sind immer in die Männer, die ihnen den Hof am wenigsten machen, vernarrt... sie wollen diese zwingen, die Herrschaft ihrer Reize anzuerkennen.“

„Und Frau von Remonde hat Sie gezwungen, die ihrigen anzuerkennen...“

„Nein, ich werde mich nie in diese Frau verlieben... Als ich jedoch die Verblendung Jenneville's bemerkte, dachte ich, daß das beste Mittel, ihn zur Erkenntniß seiner Narrheit zu bringen, vielleicht das wäre, ihm seine Geliebte zu verführen.“

„Ach, mein Gott! Tausende könnten es darauf anlegen, ohne daß Herrn Jenneville die Augen darüber aufgingen. Diese Frau muß mit dem Betrüger gut umgehen können, das ist ihre starke Seite!... Wenn er zu Grund gerichtet sein wird, dann wird sie ihn nicht mehr täuschen; aber ich halte es nicht für nöthig, daß Sie sich aufopfern, um Ihrem Freunde von Nutzen zu sein, jedoch nicht aus dem Grunde, daß ich Sie von einer Eroberung, die für Sie manche Reize haben kann, abwendig machen möchte!...“

„Sie hat keinen Reiz für mich, ich schwöre es Ihnen, und ich habe Ihnen dieß bloß deswegen anvertraut, weil es mir sehr leid thut, Ihren Gatten von dieser Frau beherrscht zu sehen!“

„Wir wollen die Frau von Remonde gehen lassen... ich habe mich schon zu viel mit ihr beschäftigt. Ist es wahr, daß Sie Ihr Logis in der Vorstadt Poissonniere verlassen haben?“

„Ja, Madame.“

„Ich habe es wieder durch Juliette erfahren... sie ist so gut... Vor zwei Tagen habe ich Ihnen geschrieben, und da Sie mich nicht besuchten, fürchtete ich, Sie hätten meinen Brief nicht erhalten...“

nun habe ich Julie, die heute früh an Ihrem Hause vorbeiging, gebeten, sie möchte sich nach Ihnen erkundigen."

"Ich habe Ihren Brief erst heute Abend erhalten ... Sie sehen, daß ich ungesäumt darauf geantwortet habe."

"Wo wohnen Sie denn jetzt?"

"Hier in der Nähe ... in der Straße Charlot ... ich bin Ihr Nachbar."

"Ach! schön, daß Sie auf dem Marais wohnen ... dieß ist ein Anfang Ihrer veränderten Lebensweise."

"Deßhalb bin ich nicht hieher gezogen! ... sondern ich glaubte, Ihnen bisweilen auf dem Spaziergang in der Umgegend zu begegnen ... es scheint aber, Sie gehen sehr wenig aus ... Da ich weiß, daß Sie in Lucienne ein Landgut haben, so vermuthete ich Sie dort."

"Ich sollte auch in der That dort sein ... die Jahreszeit ist herrlich ... Ich weiß nicht, was mich zurückgehalten hat; seitdem Sie mich nicht mehr besucht haben, also beinahe seit einem Monate, bin ich fast nicht aus dem Hause gekommen; und Sie? haben Sie sich viel unterhalten?"

"Unterhalten? o nein! ... aber ich bin da und dorthin gegangen ... Dubois war fast immer bei mir ... das ist ein ganz guter Kerl. Seit dem Bankerott, der mich getroffen, hat er mir unzählige Proben von seiner Anhänglichkeit gegeben."

"Das ist sehr schön ... dieß entschuldigt seine

Fehler, denn ich glaube, er ist etwas ausschweifend ... er lauft allen Frauenzimmern nach..."

"Ja, er sagt, man müsse Alle lieben, um nicht eine einzelne zu sehr zu lieben... Er könnte wohl recht haben..."

"Ach! Sie denken jetzt auch so... die Gesellschaft des Herrn Dubois hat Ihnen eine andere Ansicht als Ihre frühere beigebracht."

"Wenn dem so wäre, so würde es sehr gut für mich sein."

Augustine antwortet nichts, steht auf, setzt sich aber wieder an das Fenster... Ich mache es ebenso, dann betrachten wir einige Minuten lang den Mond. Aber nicht mit dem Mond beschäftigte ich mich, sondern ich dachte über die Veränderungen nach, die ich in Augustinens Benehmen bemerkte; ich finde sie nicht mehr so heiter in ihrer Unterhaltung, nicht mehr so freundlich gegen mich... Was hat sie denn?... was geht in ihrem Herzen vor?... Wie sonderbar! je mehr sie mir zur Melancholie geneigt scheint, desto mehr glaube ich der meinigen los zu werden, und ein frohes Gefühl, das ich mir selbst nicht erklären kann, bemächtigt sich meiner Seele.

Plötzlich mußte ich laut lachen; Augustine fragt mich: "Worüber lachen Sie denn?"

"Weil wir alle Beide schon eine Viertelstunde den Mond betrachten, ohne ein Wort zu sprechen."

"Mein Gott! wie lustig sind Sie jetzt!"

"D'rum freue ich mich, in Ihrer Nähe zu sein."

"Dieses Vergnügen stimmte Sie früher nicht so

heiter... übrigens wünsche ich Ihnen Glück zu dieser Veränderung; ein Beweis, daß Sie keinen Kummer mehr haben."

Ohne hierauf Etwas zu antworten, sehe ich auf die Straße; es schien mir, ein Mann stehe vor unserem Hause, und hefte seinen Blick auf uns. Ich täusche mich nicht, es steht allerdings Jemand unten; ich betrachtete dieses Individuum eine Zeit lang; die Person geht langsam auf und ab, entfernt sich aber nicht von der Wohnung der Frau Luceval.

Augustine bemerkte es ebenfalls, denn sie sagte nach einer Weile zu mir: „Man sollte meinen, es laure uns Jemand auf der Straße auf.“

„Ich bemerke es auch.“

„Es ist vielleicht eine Geliebte von Ihnen, die ungeduldig wird, daß Sie so lange bei mir bleiben.“

„Es ist keine Frau, sondern ein Mann... und zwar ein Mann mit einem ziemlich schlechten Anzug, so viel ich sehen kann... aber wahrscheinlich geht er nicht unfertwegen hier spazieren, er hat ohne Zweifel ein Rendezvous in der Gegend.“

„Sie haben, glaube ich, recht. Ei, weil gerade von Rendezvous die Rede ist, was machen Sie mit der kleinen Ninie?“

„Ich mache nichts mit ihr... ich habe sie seit dem Ball in Auteuil nicht gesehen... indessen hat sie mir mehrere Male geschrieben, ich solle sie besuchen... sie will ohne Zweifel mit mir von ihrem Adolph reden, mit dem sie mich sprechen sah. Armes Mädchen!... sie war äußerst erschrocken über seinen Anblick... sie

befürchtete, er mache ihr Grobheiten. Ich will gelegentlich einmal nach ihr sehen, was sie macht.“

„Hat sie gegenwärtig keinen andern Liebhaber?“

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube nicht. Ninie ist wirklich arbeitsam, ordentlich, und wäre ohne die Rathschläge einer ihrer Freundinnen gewiß sittsam geblieben.“

„O ja... sittsam! wie es alle diese Jungfern sind.“

Augustine scheint mir früher nachsichtiger gewesen zu sein; ich möchte nur in ihrem Blicke lesen können... in diesem Momente beleuchtet ein Mondstrahl ihr Gesicht... ich sehe sie schnell an, allein wahrnehmend, daß meine Augen auf die andern gerichtet sind, zieht sie sich vom Fenster zurück und stellt sich wieder in den Schatten. Bald darauf schlug die Uhr in dem Salon die zwölfte Stunde.

„Zwölf Uhr!“ rief Augustine.

„Wie die Zeit in Ihrer Nähe so schnell verstreicht.“

„Das heißt, Sie sind sehr spät gekommen... doch glaubte ich nicht, daß es schon Mitternacht wäre, Sie müssen jetzt fortgehen... Was wird man in dem Hause denken?... Gehen Sie fort... machen Sie schnell... es ist mir sehr lieb, daß Sie ganz in der Nähe wohnen, denn jener Mann, der in der Straße auf und ab ging, würde mich ängstigen.“

„Ach, welche Thorheit! überdies ist er schon lange nicht mehr da. Leben Sie wohl, Madame, Sie erlauben mir, daß ich Sie bald wieder besuche?“

„Gewiß, wenn es Ihnen angenehm ist... Leben

Sie wohl, Herr Designy, gehen Sie schnell über die Straße, ich werde Ihnen mit den Augen folgen.“

Welch liebenswürdiger Antheil! . . . ich habe sie nie so zärtlich, so besorgt für mich gesehen! Ich nehme Abschied von ihr und sehe sie von der Straße aus noch am Fenster stehen. . . auch glaube ich im Schatten eben denselben Mann wahrzunehmen, den wir bereits bemerkt haben; ohne aber weiter hierauf zu achten, komme ich ohne Unfall in meiner Wohnung an. Ich kann nicht wohl alle Gedanken, die mir im Kopfe herumgehen, ausdrücken, aber ich weiß, daß ich nie so glücklich gewesen bin.

### Fünftes Kapitel.

Mein Vater in Paris. — Sonderbare Lage.

Im Laufe des folgenden Tages habe ich Augustine wieder besucht und Abends noch einmal; mit welchem Vergnügen gewöhne ich mich wieder an diesen angenehmen Zeitvertreib! . . . sie nimmt mich so gut auf, ihre Unterhaltung hat so viel Anmuth! . . . Indessen bestärkt Alles meine ersten Beobachtungen: sie ist nicht mehr so unbefangen, nicht mehr so offen gegen mich; ihr Blick ruht, wenn ich mit ihr spreche, nicht mehr so freundlich auf dem meinigen; wenn unsere Augen einander begegnen, so dreht sie schnell den Kopf weg; oft ist sie zerstreut, tiefsinnig, und wenn ich sie damit aufziehe, bemüht sie sich umsonst, zu lachen, heiter zu scheinen, was mir in keinem Falle natürlich scheint.

Meinem Vorsatze getreu habe ich kein einziges Wort von Liebe mit ihr gesprochen; man meint bisweilen, sie suche das Gespräch auf dieses Kapitel zu führen; dann weiche ich aber aus, und spreche sogleich von gleichgültigen Dingen. Ich bemerke sofort etwas wie Ungeduld oder Ueberdruß in Augustinens Zügen. Die Frauenzimmer haben überhaupt ein so sonderbares Gemüth, daß es mich nicht wundern sollte, wenn sie, selbst nicht geneigt, mich zu lieben, über meine Gleichgültigkeit geärgert würde. Ach nein! ein so frivolles Gefühl kann die Melancholie Augustinens nicht verursachen. Bisweilen schmeichle ich mir, daß... aber nein! wir wollen uns nicht schmeicheln; es ist zu schmerzlich, später getäuscht zu werden.

Es fällt mir auch auf, daß sie nicht mehr mit mir von ihrem Gatten spricht. Wenn ich den Namen Jeneville ausspreche und Etwas von ihm erzählen will, so fängt sie jetzt ein anderes Gespräch an; sie nimmt mich also nicht mehr auf, um seine Handlungen zu erfahren, jetzt erlaubt sie mir wegen meiner eigenen Person (und zwar nicht, um ihr Dienste zu leisten), daß ich sie täglich besuche. Ich glaube, dieß ohne Eigenliebe annehmen zu können.

Ihre alte Freundin, die Frau Vermont, bringt den Sommer auf einem ihrer Landgüter zu, wo Augustine ihr einen Besuch versprochen hat. Ich fürchte, sie halte ihr Versprechen, aber sie scheint nicht daran zu denken.

Zulchen besucht sie oft und wir finden uns alle drei zusammen. Zulchen ist sehr freundschaftlich gegen mich;

ſie iſt munter, liebenswürdig, ſehr ſpaßhaft; ich ſehe, daß die Melancholie Auguſtinenſ ſie nicht beunruhigt: im Gegentheil ſcheint ſie darüber zu ſcherzen, wenn dieſelbe zerſtreut oder tieffinnig iſt: ſie bricht in Lachen aus, wenn Auguſtine ſeufzt, worauf dieſe zornig, unwillig wird und ihre Freuntin nur um ſo mehr lacht.

Eines Morgens habe ich Frau Luceval beſucht, und fand ſie tieffinniger als gewöhnlich, da kam Zulchen ebenfalls. Sie hatte von Frau Dermont Nachrichten erhalten, die Auguſtine ſehnlichſt auf ihrem Landgut erwartet.

„Nun!“ fragte Zulchen lächelnd, „was ſoll ich ihr antworten?“

„Was Du willſt,“ entgegnete Auguſtine mürrisch; „es muß Dir viel daran liegen, daß ich Paris ſchnell verlaſſe!...“

„Nein, es nimmt mich aber Wunder, daß Du nicht auf Dein Landgut gehſt.“

„Ach Gott! ich werde ja hingehen... habe ich nicht noch Zeit genug dazu?“

„Es iſt bereits Ende Juni!... früher lebteſt Du ſo gerne auf dem Lande!“

„Ich lebe noch gerne dort, allein es iſt noch nicht ſchattig genug!“

„Ah! dieß iſt etwas Anderes!... ich hatte nicht daran gedacht. Soll ich der Frau Dermont antworten, Du werdeſt ſie erſt beſuchen, wenn die Wäldchen recht belaubt ſind?“

„Wie ſpöttiſch ſind Sie, Zulchen; ich weiß nicht,

was ich Ihnen gethan habe, allein seit einiger Zeit suchen Sie mich bloß zu kränken.“

Bei diesen Worten bedeckte Augustine ihre Augen mit dem Taschentuch, stoßt schwere Seufzer aus und weint wegen eines Scherzes ihrer Freundin heftig; ich begreife nichts davon... Juliette springt ihr zu, um sie zu umarmen, aber Augustine steht auf, verläßt (wahrscheinlich sich schämend der Thränen, die sie eben vergossen hat) schnell den Salon und schließt sich in ihr Schlafzimmer ein.

Ich bin bei Zulchen geblieben.

„Begreifen Sie ihren Schmerz?“ sagte ich zu ihr.

„Doch... ja... ich glaube sie zu verstehen, und ich versichere Sie, es ist mir lieber, wenn ich sie so sehe, als in ihrer früheren Stimmung.“

„Früher war sie jedoch heiterer.“

„Ja, bei Ihnen... vor den Leuten, aber wenn sie allein war, so beschäftigte sie sich bloß mit ihrem Gemahl! sie wollte Alles wissen, was er trieb; kurz, sie liebte ihn immerfort, und ich gestehe, dieß that mir wehe, weil ein Mann, der sich so niederträchtig wie Jenneville aufführt, der eine junge Frau verläßt, die keinen andern Fehler hat, als daß sie ihn zu sehr liebt, gewiß nicht verdient, daß man nur einen einzigen Seufzer um ihn ausstößt.“

„Ah! Sie haben recht; glauben Sie demnach, Frau Luceval beschäftige sich weniger mit ihrem Manne?“

„Dieß scheint mir offenbar...“

„Aber zürnen, weinen, wegen eines Wortes, das Sie im Scherz gesagt haben?“

„Ich habe vielleicht unrecht gehabt, allein es gibt Tage, wo die Frauen weinen müssen, und Augustine hatte, glaube ich, gerade einen solchen Augenblick. Ich kenne übrigens ihr Herz und werde mich mit ihr aussöhnen... Leben Sie wohl, Herr Deligny, besuchen Sie sie heute Abend wieder, ich stehe Ihnen dafür, daß sie nicht mehr weinen wird.“

Bei diesen Worten lächelte mich Zulchen mit einer boshaften Miene an und suchte ihre Freundin auf. Ich gehe fort und denke über das so eben Gehörte nach, wage aber noch nicht, mich der Hoffnung hinzugeben, daß meine Liebe endlich erwidert werde, doch durch das, was ich gesehen, beglückt genug. Die Männer sind eben so gefallsüchtig wie die Frauenzimmer; seitdem ich mit Augustine nicht mehr von Liebe rede, scheint sie um Alles in der Welt wissen zu wollen, ob ich immer noch Liebe zu ihr hege, aber ich werde es ihr nicht sagen, ohne daß ich ihrer Gegenliebe ganz gewiß bin.

Ich begeben mich nach Hause, mein Portier hält mich an, übergibt mir einen Brief und sagt mit einer freundlichen Miene zu mir: „Diesen habe ich erst seit heute Morgen, ich kann Sie versichern.“

„Es scheint mir aber dem Stempel nach, daß er schon gestern in Paris angekommen ist.“

„Ach! mein Herr, d'rum hat man ihn wieder in Ihr früheres Logis getragen, daher kommt die Verzögerung.“

Ich erkannte die Handschrift meines Vaters, und ging, um den Brief zu lesen, schnell in mein Zim-

mer hinauf, zur großen Verwunderung meines Portiers, der stehen blieb, wahrscheinlich, um zu sehen, ob dieser Brief mich eben so fröhlich stimmte als der letzte, den er mir übergeben hatte. Ich dachte, mein Vater werde mich zanken, daß ich ihn so lange nicht besuche. Ich hatte nie so lange gezögert!... wie könnte ich mich aber jetzt entschließen, mich von Augustine zu entfernen, und wäre es auch nur auf drei Tage... von ihr, die meinetwegen in Paris zu bleiben scheint.

Ich öffne ruhig den Brief meines Vaters, aber schon nach den ersten Zeilen war ich nicht mehr so gelassen... Mein Vater kommt nach Paris! ach, mein Gott! ich will noch einmal lesen: „Mein lieber Sohn, da Du keine Zeit hast, mich zu besuchen, da Deine vielen Geschäfte, Deine glänzenden Spekulationen alle Deine Stunden in Anspruch nehmen, so will ich auf einige Tage nach Paris kommen, wo es mich sehr freuen wird, mich von Deiner glücklichen Lage und Deinem Reichthum selbst zu überzeugen. Ich wollte Dich zuerst überraschen, da ich aber Dein schönes Paris, wo ich bloß zweimal in meinem Leben und zwar vor zwanzig Jahren das letzte Mal gewesen bin, sehr wenig kenne, so ist es mir lieber, wenn ich bei dem Aussteigen aus dem Eilwagen Dich sogleich antreffe. Mache mir daher das Vergnügen, mich im Hofe der Fahrposten zu erwarten, unser Eilwagen kommt Abends fünf Uhr in Paris an, wo ich den Tag nach meinem Briefe mich einfinden werde.“

Den Tag nach meinem Briefe! und gestern ist

er angekommen, also kommt mein Vater heute um fünf Uhr an, um sich über meine Glücksumstände persönlich zu überzeugen, um die glänzende Rolle, die ich in Paris spiele, mitanzusehen! . . . Mein armer Vater! . . . wenn er das Resultat meiner Speculationen erfahren wird, wenn er hören wird, daß meine vielen Geschäfte mich in ein kleines Logis im dritten Stock auf dem Marais versetzt haben . . . und keine Dienerschaft, kurz nichts mehr, was Reichthum verrieth, um mich her ist! Ach, mein Gott, was wird er sagen? er wird also die Wahrheit erfahren müssen, daß sein lieber Sohn beinahe ruinirt ist . . . Armer Vater! . . . ihm dieß sagen müssen, wenn er zur Belustigung, zur Unterhaltung nach Paris kommt . . . wie wird es ihn ergötzen, wenn er erfährt, daß ich in weniger als sieben Jahren fast zehntausend Franken Renten verzehrt habe. O! ich muß ihm meine Lage durchaus verbergen . . . aber wie kann ich das?

Mit großen Schritten gehe ich in meinen zwei kleinen Zimmern auf und ab, sehe mich um und mustere mein Logis genauer als je; ich ordne meine Möbel besser, stäube ab, stelle einige Sessel hin und her; ich mag aber thun, was ich will, all dieß macht meine Wohnung nicht schöner, nicht geräumiger. Mein Vater, der für sich allein ein ganzes Haus hat, wird sich in meinen zwei mansardenartigen Stübchen nicht umdrehen können, was ich bisher gar nicht beachtet hatte, weil ich von meinem Fenster aus bloß an die Straße Boucherat dachte.

Schreckliche Verlegenheit! Mein Vater ist freilich gut, aber um so mehr wünschte ich, ihm keinen Aerger zu verursachen, was in hohem Grade der Fall wäre, wenn er erführe, daß sein Sohn, den er für sehr ordentlich gehalten, sein Vermögen so schlecht verwaltet hat!... und dann wird er, wenn er dieß hört, mich bewegen, Paris zu verlassen und meinen Wohnsitz in seinem Städtchen zu nehmen, damit ich sparen lerne. Paris verlassen, das will ich nicht... Ein Logis unter dem Dache genügt mir, wenn ich nur Augustine täglich sehe... Mein Vater wird dieß nicht verstehen... Er wird mit mir vom Heirathen reden... er hat bereits einige Worte davon erwähnt; wenn ich ihm gestehe, ich sei in eine reiche Frau verliebt, so wird er zu mir sagen: „Heirathe sie!“... Sie heirathen ist aber rein unmöglich, selbst wenn wir Beide es gerne möchten. Um alle diese Verdrießlichkeiten zu vermeiden und von meinem Vater keine Vorwürfe zu bekommen, muß ich ihn auf irgend eine Art über meine Lage zu täuschen suchen.

Ich sehe auf meine Uhr: es ist noch nicht ein Uhr; mein Vater kommt erst um fünf Uhr an, ich habe noch drei Stunden vor mir und in Paris kann man in drei Stunden noch viele Veränderungen treffen. Ich mache mich auf und fahre in einem Cabriolet zu Dubois. Das letzte Mal, als ich ihn gesehen habe, sagte er zu mir, er wohne in der Straße des Lombards, wenn er nur noch dort logirt. Ich habe ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen; in die-

sem Augenblick kann er mich allein aus der Verlegenheit ziehen.

Ich treibe meinen Kutscher und endlich kommen wir in der erwähnten Straße an. Mein Cabriolet schicke ich zurück und gehe in ein Haus, das schon unter König Johann gebaut worden sein muß; hier fragte ich bei der Pförtnerin, die eben so alt als das Haus zu sein scheint, nach Herrn Dubois.

„Er ist zu Haus, im zweiten Stock, hinten.“

Er ist zu Haus!... beim Teufel! das ist ein glücklicher Zufall!... Eilends springe ich hinauf und klopfe bei Dubois an.

Man öffnet mir nicht... sollte ich mich in der Thüre getäuscht haben? Ich klopfe an der Seite, eine alte Frau erscheint... Es befinden sich also in diesem Hause bloß alte Personen.

„Herr Dubois?“

„Mein Herr, dort ist die Thüre.“

„Ah! verzeihen Sie, Madame.“

Ich hatte mich nicht getäuscht, ich will noch einmal klopfen... Die Pförtnerin weiß vielleicht nicht, daß er ausgegangen ist... vielleicht hat Dubois gerade ein Frauenzimmer bei sich und will nicht öffnen. Ich ärgerte mich, und machte vor seiner Thüre ein solches Geräusch, daß er mir wohl eine Antwort geben mußte.

Ah! endlich höre ich Jemand und erkenne die Stimme Dubois', der ruft: „Nur einen Augenblick! pressirt es denn so?... wer ist da?“

„Ach! ich bin es, Paul, öffne doch!“

„Du bist es, mein lieber Freund?“

Bei diesen Worten öffnet Dubois seine Thüre und steht im Hemd vor mir.

„Wie, Faulleuger!... Du liegst noch im Bette!“

„Ja, mein Freund.“

„Um ein Uhr Nachmittags noch im Bette?“

„O! das ist mir einerlei!“

„Hast Du denn die Nacht auf einem Ball zugebracht?“

„Nein!... ich habe in meinem Bette geschlafen.“

Während dessen legte sich Dubois wieder nieder.

„Ei, Dubois, was denkst Du?... Du liegst wieder in's Bett?“

„Ja, mein Freund.“

„Bist Du krank?“

„Nein, wahrhaftig nicht... ich erfreue mich im Gegentheil einer herrlichen Gesundheit.“

„Und Du legst Dich um ein Uhr wieder nieder?“

„Ich muß wohl, mein Freund... Ei, hast Du meine Thüre geschlossen?“

„Ja, Deine Thüre ist geschlossen, aber ich bitte Dich, Dubois, steh' auf, Du mußt mir helfen, mußt mich aus einer Verlegenheit reißen... die Zeit ist kurz.“

„Mein Freund, ich würde herzlich gerne aufstehen... glaubst Du denn, ich liege zum Vergnügen in's Bett!... ich, der ich tausend Ausgänge zu machen hätte... heute Vormittag zu zehn Rendezvous... unter andern zu einer Spitzenklöpplerin eingeladen bin!... Ach! wenn ich nur nicht die Thorheit begangen hätte, davon zu sprechen!“

„Nun, Dubois, keinen Scherz, kleide Dich an, ich bitte Dich.“

„Ach, mein Lieber, wie kann ich mich denn an=kleiden... ich habe keine Unterhosen.“

„Keine Unterhosen?“

„Oder besser gesagt, keine Hosen.“

„Du hast keine Hosen hier?“

„Ach! kein einziges Paar.“

„Wenn Du keine Sommerhosen hast, so ziehe Winterhosen an!“

„O, ich bin nicht gewohnt, meine Wintergar=derobe über den Sommer aufzubewahren, aus Furcht, sie möchte von den Schaben gefressen werden; in=dessen würde ich trotz der Hitze sogar Biberhosen an=ziehen, wenn ich welche hätte.“

„Du bist aber doch gestern nicht ohne Hosen nach Hause gegangen?“

„Nein, sicherlich nicht, ich hatte gestern ein Paar geköperte Hosen mit Elaststreifen an, die mir wie an=gegossen waren, ferner hatte ich drei andere Paar in diesem ehrwürdigen Schrank, den Du dort unten siehst.“

„Man hat Dich also heute Nacht bestohlen?“

„Ah! ah! ah! es ist der lächerlichste Spaß.“

„Es lächert Dich, daß Du keine Hosen hast?“

„Mein Freund, wenn man eingerichtet ist wie ich, so kann man nur dabei gewinnen, und wenn man meine Lage kennen würde, so stehe ich Dir da=für, daß ich heute von vielen Frauenzimmern Besuch erhalten würde!“

„Dubois, ich muß eilen, erkläre Dich, ich bitte Dich.“

„Nun, so hör' einmal: Gestern Nacht gegen elf Uhr besuchte mich ein verliebtes Frauenzimmer, eine Nähterin ihres Handwerks, die in meiner Einsiedelei bei mir übernachtete, während man glaubte, sie wache bei einer ihrer Tanten, welche sie, um zu mir zu kommen, alle Woche von einer Miserere-Kolik befallen läßt. Meine Nähterin ist aber eifersüchtig wie Othello, und heute Nacht sprach ich unvorsichtiger Weise im Scherze mit ihr von einer gewissen hübschen Spitzenklöpplerin, bei der ich heute zu thun hätte. Meine Ariane sprach nichts; aber weißt Du, was sie gethan hat?... Heute früh ging sie fort, während ich schlief, und um mich an meinem Rendezvous zu verhindern, hat die Grausame alle meine Hosen fortgenommen... O! sie hat mir kein einziges Paar gelassen... Als ich mich ankleiden wollte, sah ich, daß ich in meinem Zimmer ein Gefangener bin, ich kann nicht einmal als Bäckerbursche ausgehen, weil diese Herren gegenwärtig auch nicht mehr wie Wilde auftreten.“

„Das ist ein abscheulicher Streich!... aber Du könntest Dir durch Deinen Portier ein Paar Hosen kaufen lassen.“

„O ja, kaufen!... das ist gut sagen... ich habe aber, glaube ich, höchstens zwölf Sous im Hause, und damit kann man kaum papierne Hosen kaufen!“

„Wie! Du hast kein Geld und verlangtest keines von mir?“

„Du hast ja kaum genug für Dich; auch glaube ich nicht, so bald Geld zu bedürfen... Bei meinem Kostherrn habe ich Kredit, und von heute über acht Tage schliesse ich drei herrliche Geschäfte ab. Außerdem weiß ich gewiß, daß mein verliebtes Frauenzimmer heute Abend mit meinen Hosen wieder kommen wird, sie hat bloß mein Stelldichein für heute Abend vereiteln wollen.“

„Ich brauche Dich auf der Stelle. Mein Va'er kommt nach Paris und wird bereits um fünf Uhr da sein... Ich möchte ihm auf irgend eine Art meine Lage verbergen, möchte ihn auf dem Glauben lassen, sein Sohn sei immer bei Geld und spiele eine glänzende Rolle... Ich dürfte ihn bloß einige Tage täuschen, denn mein Vater, der das Landleben liebt, bleibt höchstens fünf Tage in Paris. Wenn ich ihn fünf Tage lang hintergehen kann, wird er vergnügt wieder abreisen und mich hier ruhig leben lassen. Nun, Dubois, suche Etwas ausfindig zu machen... Du kannst Dir einbilden, daß ich meinen Vater nicht in einen Gasthof logiren kann... wie soll ich es aber machen? Wenn Du Jemand wüßtest, der uns eine schöne Wohnung mit Bedienung abtreten könnte... ich würde alle nöthigen Opfer bringen.“

„Warte, warte, ich will mich besinnen... Ei, Du kannst meine Wohnung haben.“

„Danke schön, die meinige ist ein Palast gegen dieses alte Zimmer!“

„Beim Teufel!... ich kenne wohl mehrere Künstler, welche sehr große Arbeitszimmer haben. Dein

Vater fände alle Bequemlichkeiten darin, aber sie sind nicht möblirt. Ich habe auch mehrere Geliebten, die sich ein Vergnügen daraus machen würden, Deinen Vater zu beherbergen, aber sie haben bloß ein Bett."

"Bist Du ein Narr? Meinen Vater bei einem Frauenzimmer einzulogiren!... bedenke doch, daß er glauben muß, er wohne in meinem Hause, er logire bei mir, in einem anständigen Hause und in einem schönen Gemache."

"Ja, das ist schwer zu machen... Ah! warte, ich glaube, ich weiß Etwas für Dich... ja... die Frau vom Hause wirft mir verliebte Blicke zu... Dieß führte mich nicht sehr in Versuchung, da sie schon ihre volle neun Lustra auf sich hat, aber für einen Freund opfere ich mich gerne: wenn sie über ein Logis zu verfügen hat, so sind wir gerettet."

Bei diesen Worten springt Dubois aus seinem Bette und rief: "Leihe mir Deine Hosen."

"Meine Hosen... was willst Du damit?"

"Beim Teufel, damit ich ausgehen kann... Wenn es Winter wäre, so würde ich mich wohl im Mantel über die Straße wagen, aber im Sommer... zudem habe ich auch keinen Mantel. Nun, leihe mir Deine Hosen; soll ich nicht für Dich einen Ausgang machen?"

"Ich kaufe Dir lieber ein Paar Hosen."

"Aber bis dahin verstreicht die Zeit, Dein Vater kommt an und wir wissen nicht, wohin wir ihn führen sollen. Leihe mir Deine Hosen, sage ich Dir, und sei ruhig, in einer halben Stunde bin ich wieder da. Ich eile zu der Person, die uns einen Dienst leisten

kann, hole auf dem Rückwege bei meiner Mättherin meine Kleider und in zehn Minuten bin ich zurück."

Dubois scheint seiner Sache so gewiß, daß ich mich überreden lasse. Ich ziehe meine Hosen aus und frage ihn, während er sich ankleidet, was er zu thun Willens sei. Er sagt mir, er kenne eine Frau, die in der Wikren-Allee ein herrliches Logis besitze; obwohl sie keine vollständig möblirte Wohnungen abgibt, so hat sie doch manchmal sehr schöne möblirte Zimmer, die sie an Engländer vermietet und wovon sie wohl auf einige Tage ein Paar wird abtreten können, wodurch eine Täuschung möglich wird, denn sie ist gegen junge Leute sehr nachsichtig.

Der Gedanke scheint mir nicht so gar übel, wenn nur das Haus nicht in der Wikren-Allee läge; aber Dubois versichert mich, daß dieses Stadtviertel gegenwärtig von den vornehmsten Leuten in Paris bewohnt werde; zudem dürfen wir nicht lange wählen.

Also fort in die Wikren-Allee!... Ich gebe Dubois Geld, damit er in einem Cabriolet fahren kann, und meine Uhr, damit er die Stunde nicht vergißt; kurz, ich präge ihm scharf ein, daß mein Vater bereits um fünf Uhr im Posthose sein dürste, worauf er mir betheuert, daß er in drei Viertelstunden zurück sein werde, und sich mit den Worten entfernt: ich möchte auf ihn warten... Beim Teufel: er weiß wohl, daß ich nicht fortgehen kann.

Unterdessen gehe ich allein in Dubois' Zimmer in meinen Stiefeln und noch übrigem Anzug, ohne Hosen, auf und ab, und lache über meine Lage und

das Gesicht, das ich schneiden würde, wenn irgend Jemand Dubois besuchen wollte, nehme mir jedoch fest vor, nur ihm zu öffnen. Zum Zeitvertreib stelle ich mich an das Fenster, von dem aus man in einen kleinen, dunklen, schmutzigen Hof, und dieß kaum, sieht. Dann sehe ich mich auf's Neue in dem großen Zimmer, wo ich mich befinde, um. Armer Dubois! es ist nichts Ueberflüssiges hier; streng genommen findet man eigentlich nicht einmal das Nothwendigste, wie ich in diesem Augenblicke selbst erfahren muß.

Ich setze mich in einen alten Lehnstuhl und denke an Augustine, an die Worte Juliettens, an die veränderte Gemüthsstimmung der Frau Luceval... mein Herz faßt neue Hoffnung, und da Einem die Zeit bei den Gedanken an eine Lieblingsache schnell verstreicht, so trage ich geduldig die Abwesenheit Dubois'.

Indessen scheint mir doch Dubois schon lange fort zu sein; ich kann nicht ausschauen, ohne an meine Verlegenheit zu denken, wenn er vor fünf Uhr nicht zurückkäme. Ich stehe auf und gehe wieder im Zimmer auf und ab... ich werde ungeduldig... ich weiß nicht, wie viel Uhr es ist... es ärgert mich jetzt, daß ich Dubois meine Uhr gegeben habe, denn ich kann in meinem Anzug nicht einmal bei einer Nachbarin nach der Uhr fragen... das hätte ich doch bedenken sollen.

Ich habe mich zwar bloß mit Augustinen beschäftigen wollen, aber mein flatterndes Hemd und der Zephyr, der meine Schenkel umweht, erinnern mich unaufhörlich an meine Lage... Wenn ich nur auch einige Bücher hätte... wir wollen sehen, suchen...

Ich öffne zwei Schränke: der eine ist leer, in dem andern liegen einige Fläschchen kölnisch Wasser und parfümirte Seife von Demarson... Beim Henker! Herr Dubois versagt sich nichts! er nimmt seine Bedürfnisse bei einem unserer ersten Parfumeurs aus. Ah! auf dem Brette dort bemerke ich einige Bände... wir wollen einmal sehen: ‚Abhandlung über die Verachtung des Reichthums von Seneka.‘ Es ist zwar sehr schön, wenn man den Reichthum verachtet, allein dieß erstreckt sich nicht auf die Verachtung der Hosen, und Seneka wird mit all seiner Philosophie mir nicht beibringen, daß man ihrer entbehren kann. Wovon handelt dieses Bändchen: ‚Von dem Nutzen der Geißelung‘ von Mirabeau dem Jüngern; beim Henker, wenn ich mich überzeugen wollte, ob der Verfasser recht hat, so würde mich in diesem Augenblicke nichts hindern. Noch ein anderes enthält ‚den Menschen in seinem Urzustande.‘

Alle diese Werke scheinen auf meine Lage anzuspieren. Ich werfe die Bücher zornig weg, will alle Augenblicke auf meine Uhr sehen!... aber Uhr und Hosen sind fort!... Verfluchter Dubois!... wenn er mich vergessen würde!... O nein, die Wikren-Allee ist sehr entfernt von hier, man braucht viel Zeit. Aber er scheint mir schon eine Ewigkeit fort zu sein... ich muß durchaus wissen, wie viel Uhr es ist... ah! man kann auch fragen, ohne daß man hinausgeht.

Ich liege zum Fenster hinaus, um bei den Nachbarn nachzusehen, und erblicke eine alte Frau, die

auf Dubois Boden wohnt. Sie arbeitet an ihrem Fenster; gut, sie wird mich hören. Ich rufe: „Madame, Madame, könnten Sie mir gefälligst sagen, wie viel Uhr es ist?“

Die alte Frau richtet ihren Kopf auf, legt ihre Brille ab, sieht mich an und gibt mir zur Antwort: „Mein Kukul geht schon lange nicht mehr. Gehen Sie aber zur Frau Bertrand hier oben, sie weiß immer die Zeit auf's Genaueste... sie hat eine Uhr von Breuguet.“

Nun weiß ich so wenig wie vorher, bedanke mich aber und gehe vom Fenster weg. In meinem schottischen Anzug kann ich nicht bei der Frau Bertrand nach der Uhr fragen... wenn ich nur einen Ueberrock hätte... elender Dubois! Wenigstens drei Stunden ist er schon fort!... es muß jetzt Zeit sein, meinem Vater entgegen zu gehen... und mich läßt er hier sitzen... er ist im Stande und läuft einem lumpigen Mädchen nach, und denkt nicht mehr an meine Lage... ich halte es nicht mehr aus... ich muß wissen, wie viel Uhr es ist... kann man hier wohl nicht einen Schlafrock, einen alten Ueberrock finden... ich will einmal suchen.

Ich visitire die Schubladen der Komode, kehre das Bett um, suche überall, endlich sehe ich in einem Cabinetchen an einem Mantelträger etwas hängen... Es ist ein alter Reiserock... ich reiße ihn herunter, so hastig, wie wenn ich das goldne Bliß gefunden hätte. Wie ich den Schatz aber näher untersuche, bemerke ich, daß ihn Dubois nicht ohne Grund

auf die Seite gehängt hat: der Reiserock ist ganz abgetragen und verschossen, der Kragen so kurz, wie wenn man ihn abgeschnitten hätte. Gleichviel, jedenfalls wird er mich besser bedecken als ein Frack. Ich will ihn einmal probiren.

Ich ziehe meinen Frack aus, lege den alten Reiserock an, und sehe mit Vergnügen, daß er mir bis an die Knöcheln geht; hinten ist er nicht offen, ein großes Glück für meine Lage, ich darf ihn jetzt nur noch vornen fest zumachen. Aber es fehlen mehrere Knöpfe, die zudem bloß bis an die Lenden gehen; bis unten werde ich ihn vollends mit Stecknadeln zuheften.

Ich besehe mich im Spiegel... ach Gott! ich sehe gerade wie die alten Juden aus, welche mit Ferngläsern und Bernsteinhalsbändern handeln. Gleichviel, die Hauptsache ist, daß ich, ohne den Anstand zu verletzen, ausgehen kann. Schnell nach Stecknadeln! Aber findet Stecknadeln bei einem jungen Herrn! Das ist gerade, wie wenn man bei einer Jungfer ein Federmesser suchen wollte!... Keine einzige Stecknadel! Um so schlimmer für Frau Bertrand! Uebrigens werde ich auf mich Acht geben und meinen Reiserock sorgfältig zuhalten. Nun bin ich beinahe in der Lage des Nachbarn Fougour, über den wir bei Charlotte so gelacht haben, allein ich werde mich hüten, niederzusißen.

Ich verlasse Dubois' Zimmer, schließe die Thüre nicht ab und gehe in den obern Stock hinauf. Ich sehe eine Thüre halb offen stehen, höre singen, es

sind Frauenstimmen, deren jede eine andere Melodie singt, was eine ganz besondere Harmonie hervorbringt. Ich strecke den Kopf vor und sehe, wie einige Jungfern einseifen, andere bügeln. Frau Bertrand scheint eine Wäscherin zu sein. Ich bin zwar nicht so genirt, daß ich nicht mitten zwischen diese Jungfern zu treten wagte, allein ich werde nicht eintreten.

Ich öffne die Thüre ganz und frage sehr höflich, ob man mir nicht sagen könne, wie viel Uhr es sei. Alle Mädchen drehen sich um, sehen mich an und flüstern; eine dicke Mutter von frischem, anziehendem Aussehen, die mit Wäsche-Auswinden beschäftigt war, antwortet mir: „O wohl, mein Herr... meine Uhr geht immer richtig... das ganze Haus richtet sich nach ihr... hat der Herr das kleine Zimmer oben gemiethet?“

„Nein, Madame, nein... ich bin bei Dubois, er hat mich gebeten, bei Ihnen anzufragen.“

„Ah! Herr Dubois... das ist ein Poffenreißer, wenn er uns besucht, so lehrt er diese Jungfern immer Liedchen singen; das letzte Mal hat er uns das Lied: ‚Du sollst meine Rose nicht bekommen!‘ gelehrt. Gott! welch' schöne Melodie; wie schön singt er sie!“

„Madame, verzeihen Sie, wir haben ein Stell-dichein und...“

„Ah, mein Herr, gut! ich dachte nicht mehr daran; Viktorie, sieh nach, wie viel Uhr es ist.“

Die Jungfer Viktorie läßt ihr Bügeleisen liegen und geht in das anstoßende Zimmer, aus dem sie

herausruft: „Madame, wenn der große Zeiger unten ist und der kleine auf der Seite, wie viel ist es dann?“

„Ach mein Gott! wie dumm ist dieses Mädchen! sie weiß noch nicht, was es bedeutet, wenn die Zeiger unten stehen. Geh' Du, Fränzchen.“

Jungfer Fränzchen geht von ihrem Kübel fort in das andere Zimmer und ruft: „Mein Herr, es ist drei Uhr ... nein, vier Uhr ... das heißt, es ist mehr ... es ist noch nicht fünf Uhr.“

Ich nehme mir vor, selbst nach der Uhr zu sehen, wozu die Frau Bertrand mich auch auffordert und begeben mich in die Mitte dieser Jungfern, während ich meinen Rock vornen fest zuhalte, was zu neuem Flüstern und leisem Lachen Anlaß gibt; ohne scheinbar darauf zu achten, schaue ich auf die Uhr.

„Ach Gott! drei Viertel auf fünf Uhr! Und Sie befinden sich immer wohl, Madame?“

„Ganz gut, mein Herr.“

Ich habe keinen Augenblick zu verlieren! ... gehe nach der Thüre zurück, danke der Frau Bertrand, und will mich entfernen ... ich nähere mich aber wieder der Wäscherin.

„Madame, wollten Sie die Güte haben, und mir vier Stecknadeln leihen?“

„Vier Stecknadeln? ... mit Vergnügen ... nun, ihr Jungfern, warum lacht ihr? wenn diese Herren vier Stecknadeln brauchen, so weiß man wohl, daß sie nicht für sie sind, aber man bekommt alle Tage Besuche, zerreißt das Kleid einer Dame und muß dieß

wieder zusammenheften, nicht wahr, mein Herr? Hier haben Sie vier starke Stecknadeln, mein Schatz."

Ich danke der Frau Bertrand, die mir die Stecknadeln mit einer boshaften Miene einhändig, und begeben mich eilends fort. Ich gehe in Dubois' Zimmer zurück, hefte die Stecknadeln vorne hin, so, daß der Reiserock sich nicht öffnen kann, und gehe die Treppen hinunter. Ich habe noch ein Fünffrankenstück in der Tasche, mehr, als ich brauche, um einen Fiaker zu nehmen. Ich fahre auf die Post, werde dort meinen Vater treffen, und der Fiaker wird uns in mein Logis in die Straße Charlot zurückführen; dieser elende Dubois läßt mich sitzen, weil er bei seiner Dame in der Allee des Beuves kein Logis erhalten hat, und mein Vater soll nun die Wahrheit erfahren. In keinem Fall kann ich ihn vergebens auf der Post warten lassen. Mein Vater ist gut und liebt mich; wenn er sich aber beleidigt fühlt, so wird er sehr böse; und wenn man seinen Vater bloß ein bis zwei Mal des Jahrs sieht, so muß man ihn nicht zu erzürnen suchen.

Nun stehe ich vor dem Hause... wie kann ich einen Fiaker bekommen? Wenn ich die Pförtnerin fortschicke, so wird sie vor einer Stunde nicht zurückkommen, und ich habe keine Zeit zu verlieren... Selbst einen zu suchen, fürchte ich mich! Trotz meiner Stecknadeln könnten alle Personen, die an mir vorbeigehen, errathen, daß ich keine Hosen an habe.

Ich setze mich einen Augenblick auf die Thürschwelle und bete in Gedanken zu Gott, er möchte

einen leeren Fiaker in diese Straße schicken; aber Gott schickt bloß Karren. Endlich sehe ich ein Cabriolet, ich winke dem Kutscher, er kommt zu mir her und ich steige eben so vorsichtig ein, wie damals Charlotte, als sie Wein unter ihrem Rocke einschmuggelte. Nun sitze ich doch in einem Gefährte und athme leichter. „Schnell, Kutscher, auf die Eilwagenpost!“

Wir fliegen über das Pflaster hin; hoffentlich komme ich zeitig genug an. Wenn ich aber an meinen Anzug denke... was wird mein Vater sagen?... Verfluchter Dubois! wenn ich Dich da hätte!... überdies werde ich meinen Vater in die Straße Charlot führen, ihn mit meiner Lage bekannt machen müssen; er wird mich von Paris fortnehmen wollen! Was aber dies betrifft, so bin ich fest entschlossen, ihm nicht zu gehorchen.

Wir sind auf dem Postplatze angekommen. Ich heiße den Kutscher fragen, ob der Eilwagen von Châtres angekommen sei, bleibe wie angenagelt auf meinem Platze sitzen und schliesse das Cabriolet sorgfältig zu. Mein Kutscher kommt zurück. Der Eilwagen ist noch nicht angekommen; aber er fährt durch einen andern Hof ein, wohin die Wagen von Paris sich nicht begeben dürfen.

Beim Teufel, nun muß ich aussteigen... den Kutscher kann ich doch meinem Vater nicht entgegen-schicken, er kennt ihn nicht! Ferner würde es mein Vater sonderbar finden, wenn ich mir nicht die Mühe nähme, ihn selbst zu empfangen. Wenn man auf

dem Lande wohnt, so ist man für alle Beweise von Achtung empfindlich, und mein Vater hat immer das Land bewohnt.

Ich steige aus, aber so vorsichtig, daß der Kutscher zu mir sagte: „Haben Sie das Gliederweh, mein Herr?“

„Ja, ich leide am Podagra... Warten Sie hier auf mich.“

Ich begeben mich in den mir bezeichneten Hof und setze mich in eine Ecke auf eine steinerne Bank, um die Ankunft des Eilwagens abzuwarten. Meinen Hut drückte ich in's Gesicht, aus Furcht, es möchte mich Jemand erkennen; in meinem alten Reiserock muß ich äußerst possierlich aussehen.

Auf dem Stappelpfahz der Eilwagen sieht man immer höchst lächerliche Scenen, aber in diesem Augenblick habe ich keine Lust, mich mit deren Beobachtung zu unterhalten; ich habe Mühe genug, meinetwegen selbst auf der Hut zu sein.

Raum sitze ich einen Augenblick da, fährt der erwartete Eilwagen in den Hof ein. Das Herz klopft mir; ich werde meinen Vater sehen. Ich will warten, bis die Reisenden aussteigen.

Während ich meinen Blick auf den Wagen heftete, brach neben mir Jemand in ein lautes Gelächter aus. Ich drehe mich um, es ist Dubois... Dubois in meinen Hosen, der bei meinem Anblick bis zu Thränen lacht... O! wenn ich mich nicht zusammennehmen müßte, wenn ich nicht fürchtete, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, so würde ich ihn in's Gesicht schlagen.

„Bist Du da, Tropf?“

„Ha! ha! ha!... Ich habe von ferne den alten Reiserock meines Oheims erkannt!... Ah, mein Lieber, er steht Dir herrlich!“

„Du lachst jetzt, aber Du wirst Dich schon über Dein Betragen bei mir verantworten müssen.“

„Ach, Paul, lasse mich ein Bißchen lachen... wenn Du Dich sehen könntest... du bist mit Deinen Stecknadeln nicht zu bezahlen... Ah! ah! ich wette hundert Franken, Du tanzt nicht im Hof herum.“

„Ich muß nun meinem Vater entgegengehen, aber ich werde Dich wiederfinden.“

„Nun, beruhige Dich... Alles geht auf's Beste... ich habe ein prächtiges Logis... Bediente... das ganze Hotel steht, wenn Du es willst, zu Deiner Verfügung... und eine so liebenswürdige Hausfrau... was glaubst Du, beim Teufel! man bringt all dieses nicht in zwei Minuten zu Stand... glaubst Du, mir sei die Galle nicht auch überlaufen, wie Dir?... und meine verfluchte Nätherin hat meine Hosen einen Pompier anprobiren lassen... Ich werde Dir all dieß erzählen.“

„Da ist mein Vater.“

„Geh' und umarme ihn, schütze dann einen Geschäftsgang vor und laß mich ihn in unser Hotel in die Allee des Beuves führen. Du gehst dann nach Hause, kleidest Dich an und kommst später zu uns.“

„Gut, Dubois, kann ich aber diesmal auf Dich zählen?“

„Geh' doch, klemme die Füße nicht so zusammen,

wenn Du gehst; man meint sonst, Du seiest zusammengebunden.“

Ich lasse mich fortziehen; was er mir gerade mitgetheilt hatte, stimmte mich wieder heiterer. Mein Vater ist ausgestiegen, ich sehe ihn, gehe auf ihn zu, er bemerkt mich, und streckt die Arme nach mir aus. Wir umarmen einander, Dubois wirft sich auch an die Brust meines Vaters und umarmt ihn, obgleich er ihn zum ersten Mal sieht. Mein Vater kann sich kaum den Armen Dubois' entwinden und sieht mich an, wie wenn er mich fragen wollte: „Was ist das für ein Herr, den ich nicht kenne, und der mich so sehr zu lieben scheint?“ Ich sagte ihm in aller Eile: „Lieber Vater, ich stelle Ihnen hier einen guten Freund von mir, Herrn Dubois, Waarenmäkler, vor; er sehnte sich sehr nach Ihrer Bekanntschaft.“

„Ja, ich sehnte mich außerordentlich, den Vater meines Freundes kennen zu lernen! ach, mein Herr, ich freue mich so sehr, daß ich nicht umhin kann, Sie wieder zu umarmen; wir erwarteten Sie voll Ungeduld!“

„Sie sind zu gütig; ich dachte bei mir selbst, da mein Sohn nicht kommt, so muß ich ihn besuchen.“

„Ach! dieß ist sehr vernünftig; gerade wie Mohamed zu dem Berge gesagt hat!“

„Umarme mich doch noch einmal, lieber Paul!“

„Umarme doch Deinen Vater, mein Freund!... Du stehst da!... ach! er ist über Ihre Gegenwart so vergnügt, daß er an Leib und Seele zittert.“

Dubois drängte mich auf's Neue zu meinem Vater hin, worauf mein Vater einen Schrei ausstieß und sagte: „O weh! . . . was Teufels hat mich gestochen?“

Ich erröthete. Eine meiner Stecknadeln hat meinen Vater in die Wade gestochen. Dubois beißt sich in die Lippen, während mein Vater meinen Anzug betrachtet und sagt: „Ah ha! aber Deine Kleidung kommt mir ganz sonderbar vor.“

Ich stottere: „Lieber Vater . . . d'rum eilte ich . . .“  
Dubois fiel mir schnell in die Rede: „Das ist seine Sommertracht; auf den ersten Blick sollte man meinen, man müsse unter diesem langen Ueberrock sehr schwitzen, aber ich versichere Sie, es ist sehr lustig unter demselben.“

„Warum aber diese Stecknadeln statt der Knöpfe?“

„Ah! so trägt man es immer.“

„Wie, immer?“

„Ja, wir haben in Paris immer Stecknadeln getragen.“

„An dem Hemde, aber nicht an den Röcken!“

„An den Röcken; das ist die neueste Mode.“

„Ich glaube aber, früher haben bloß die Frauenzimmer ihre Kleider mit Stecknadeln zugeheftet und die Männer haben sie zugeknöpft.“

„Es ist möglich, vor der Revolution; aber seit den Fortschritten der Aufklärung hat das männliche Geschlecht die Knöpfe abgelegt und trägt jetzt Stecknadeln, weil es anständiger ist und auch wegen des Sprichworts: Verbrannte Kinder fürchten das Feuer.“

Ich trat Dubois auf die Füße, um ihn zum Schwei-

gen zu bringen, und suchte ein anderes Gespräch anzufangen, indem ich entgegnete: „Wir wollen später von der Toilette reden; mein Vater wird müde sein; er bedarf der Ruhe.“

„Du hast recht, lieber Sohn, führe mich schnell in Dein Logis.“

„Ja, wir werden Sie dahin führen,“ sagte Dubois, indem er meinen Vater am Arm nahm, „das heißt, ich werde Sie dahin begleiten, wenn Sie es gütigst erlauben. Ich habe dort unten ein Gefährt, das uns in ein Paar Minuten an Ort und Stelle führen wird.“

„Wie, gehst Du nicht mit uns, Paul?“

„Lieber Vater, verzeihen Sie mir doch... aber ein sehr dringendes Geschäft...“

„Ja, es handelt sich um nicht weniger, als um den Gewinn von etwa tausend Thalern. O! Ihr Sohn ist ein Held, der sich prächtig auf die Geschäfte versteht. Wenn Sie nur seine Lage in diesem Augenblicke kennen würden. Es gibt keine zwei Männer auf der Börse, die eben so vermöglich sind wie er.“

„Wirklich, der liebe Paul... Sie sagen mir viel Erfreuliches, mein Herr...“

„Lieber Vater, ehe eine halbe Stunde vergeht, werde ich mich bei Ihnen einfinden... Dubois, Du wirst meinen Vater nicht verlassen...“

„Ich, Deinen Vater verlassen! Ich lasse mir lieber hundert Stockhiebe geben, ehe ich ihn nur eine Minuten verlasse... Kommen Sie, Herr Deligny... Haben Sie Ihren Reisefack?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie haben keine andern Effekten?“

„Nein, mein Herr.“

„Wenn dieß der Fall ist, so wollen wir fortgehen. Ich führe Sie in ein Hotel, das Ihrem Sohne gehört... und Sie werden mir Neuigkeiten erzählen.“

Dubois zieht meinen Vater fort, ich bin frei, kehre zu meinem Cabriolet zurück, steige ein und lasse mich in die Straße Charlot führen. Ach, wie sehr verlangt es mich nach andern Kleidern!

Endlich sind wir in unserer Straße angekommen; ein verfluchter Karren steht vor meiner Hausthüre. Mein Kutscher schrie, man solle ihn zurückschieben, aber ich sehnte mich zu sehr nach Hause, als daß ich das Ende eines Streits zwischen ihm und dem Kärcher abwarten mochte; ich ließ daher meinen Kutscher halten und stieg etwa zehn Schritte von meinem Hause aus.

Ich gehe sehr schnell mit niedergeschlagenen Augen fort, indem ich den Blicken meiner Nachbarn ausweichen möchte... aber im Augenblick, als ich in mein Haus treten wollte, stöße ich auf zwei Damen, die ich nicht gesehen hatte; ich blicke auf. Ach Gott! ... es ist Augustine und Zulchen.

Ich erröthete bis über die Ohren; Augustine sieht mich mit Verwunderung an und sagt: „Wie, Sie sind es!“ Zulchen bricht in ein Gelächter aus und ruft: „Ach, wie possirlich ist Herr Deligny! wo haben Sie diesen alten Ueberrock ohne Kragen geholt? wollen Sie dieß zur Mode machen?“

Ich wußte nicht, wie ich mich aus dieser Verlegenheit ziehen sollte und stotterte: „Madame... ich war Geschäfte halber genöthigt... sehr schnell auszugehen... es ist ein Hausrock... ich hatte keine Zeit, mich anders anzukleiden.“

Augustine betrachtet mich aufmerksam, lacht aber nicht; meine Verlegenheit, mein Erröthen scheinen ihr zu mißfallen, weshalb sie zu mir sagt: „Als Sie mich heute morgen besuchten, waren Sie nicht so angekleidet.“

„Nein, Madame, als ich aber nach Hause kam, habe ich...“

Zulchen unterbrach mich und lachte noch viel lauter, als sie meine Stecknadeln gewahr wurde, die sie ihrer Freundin mit den Worten zeigte: „Sieh', meine Theure, das ist noch viel hübscher als alles Uebrige!... Eine Garnitur mit Stecknadeln!... Ach, das ist gewiß eine Wette?“

„Ja, Madame... es gilt eine Wette.“

„Und mit wem denn?“ entgegnete Augustine mürrisch. „Eben sagten Sie, Sie seien Geschäfte halber ausgegangen.“

„Madame... das ist wahr... Ich... ich werde es Ihnen ein ander Mal auseinander sehen. Madame... verzeihen Sie, man erwartet mich...“

„Man erwartet Sie?“

„Nein... man erwartet mich nicht... aber... ich muß Sie verlassen. Ich kann nicht länger so stehen bleiben.“

Ich verbeuge mich vor diesen Damen und trete

schnell in mein Haus ein. Was wird Augustine denken? Meiner Treu', sie mag denken, was sie will, aber ich hielt es nicht mehr aus; ich mußte zu lange in dieser gräßlichen Lage verharren.

Ach, nun bin ich doch zu Hause! Ich reiße die Stecknadeln heraus... werfe den alten Rock auf die Seite, ziehe ein Paar Hosen an... ich freue mich auf die Hosen... wie wohl ist es mir darin! Wie machen es doch die Frauenzimmer in einem Anzuge, wie ich ihn gerade trug?... Aber die Gewohnheit! Nun schnell hinunter und fort in die Allee des Beuves.

### Sechstes Kapitel.

Das Haus in der Allee des Beuves.

Während ich nach der Allee des Beuves fuhr, dachte ich an das sonderbare Gesicht, welches Augustine machte, als ich sie verließ; sie schien meinen Worten keinen Glauben beizumessen. Ich mußte auch in der That ganz dumm und verlegen ausgesehen haben. Ich werde mich wegen meines plötzlichen Verabschiedens bei ihr entschuldigen und ihr mittheilen, daß mein Vater in Paris ist. Aber doch lag in ihrem Mißvergnügen, in ihrer Ungläubigkeit Etwas, das mir Vergnügen machte.

Endlich sind wir in der Allee des Beuves angekommen. Der Kutscher fragt mich nach der Nummer. „Meiner Treu', ich weiß sie nicht... Aber es ist eine Art Hotel garni...“

„Ah! ich weiß schon; dort, wo der berühmte fremde Arzt wohnt, der alle Krankheiten mit seinen Kräutern heilt... O, ich habe schon viele Leute dahin geführt...“

„Ich weiß nicht gewiß, ob es dort ist, aber wir wollen anfragen.“

Mein Kutscher hält vor einem schönen Hause, vor welchem sich ein mit jungen Bäumen besetzter Hof befindet. Ich sehe Dubois in dem Borsale, der in den Hof geht, auf und ab spazieren.

„Ja, hier ist es,“ sagte ich zu meinem Kutscher.

„Nicht wahr, ich irrte mich nicht, hier logirt der fremde Arzt.“

Ich bezahlte meinen Kutscher und begab mich in den Hof des Hauses. Dubois kommt mir entgegen, indem er mit einer vergnügten Miene die Hände reibt.

„Nun, Paul, wie gefällt Dir dieses Haus?“

„Sehr gut, wenn das Innere dem Aeußern entspricht...“

„O, das ist noch schöner!... Du wirst entzückt sein...“

„Es wohnt also ein berühmter Arzt in diesem Hotel?“

„Das heißt, er wohnte hier, ist aber auf vierzehn Tage, glücklicher Weise für uns, auf dem Lande; so lange hast Du seine Wohnung bekommen.“

„Bah!...“

„Im ersten Stock ein prächtiges Logis... Dein Vater ist freudetrunken. Ich habe ihm gesagt, das Haus gehöre Dir.“

„Das war nicht nöthig.“

„Warum? das macht ihn glücklich . . . Er scheint ein guter Mann zu sein, Dein Vater.“

„Wo ist er gegenwärtig?“

„In Deiner Wohnung . . . er ruht aus, während er Deine Gemächer bewundert.“

„Ich glaube auch wohl daran zu thun, wenn ich mich mit meinem Logis bekannt mache.“

„Warte ein wenig, mein Freund, Du mußt vor Allem Deine Hausfrau begrüßen . . . sie hält viel auf Complimente . . . Ich mußte, um Deinen Vater hier zu logiren, Vieles thun. Madame Ledoux verehrt mich schon lange, wenn sie Dir aber gefällt, so genire Dich nicht, im Gegentheil, Du erweisest mir einen Gefallen dadurch.“

Dubois führte mich sofort in ein Zimmer zu ebener Erde, wo wir ein dickes Mütterchen von vierundvierzig bis achtundvierzig Jahren treffen, die sich mit dem Glaciren von Rahmtöpfchen beschäftigt. Sie empfängt uns mit einem sehr lieblichen Lächeln.

„Frau Ledoux,“ sagte Dubois, „ich stelle Ihnen meinen Freund Paul Deligny vor, welcher vor Sehnsucht, Sie zu sehen, und Ihnen für die Güte, die Sie ihm erweisen, zu danken, brennt.“

„Es freut mich sehr, dem Herrn einen Gefallen zu erweisen,“ sagte Frau Ledoux, mich anlächelnd und Dubois immer von der Seite ansehend. „Ich weiß wohl, man muß die jungen Leute Etwas entschuldigen.“

„Sie sind sehr gütig, Madame; ich habe, wie Ihnen Dubois gesagt hat, Gründe, meinem Vater

weiß zu machen, daß ich schon seit langer Zeit in diesem Hause wohne. Was den Preis der Wohnung betrifft, so hoffe ich . . .“

„Ach, reden Sie nicht hievon, mein Herr; es ist von einem spanischen oder italienischen Arzte gemiethet, einem Charlatan, so viel ich glaube, der aber viel Geld verzehrt. Man hat ihn zu einem Engländer geholt . . . die Engländer besuchen ihn oft und suchen seine Hülfe; man hat ihn aber diesmal weit fort in ein Schloß geholt, von wo er vor wenigstens vierzehn Tagen nicht zurückkommen kann.“

„Und ich, ich weiß, daß mein Vater keine acht Tage in Paris verweilen wird.“

„Nun, mein Herr, seien Sie ganz beruhigt.“

„Ich will meinen Vater auffuchen.“

Ich verbeuge mich vor meiner Hausfrau, Dubois will mir folgen, als Frau Ledoux affectirt zu ihm sagte: „Herr Dubois, ich möchte Sie gerne . . . nach dem Preis der Colonialwaaren fragen.“

Dubois machte eine kleine Grimasse und sagte mir in's Ohr: „Mein Freund, ich glaube, ich muß die Hausmiethen bezahlen . . . Mache, daß Dein Vater bald wieder abreist.“

Ich lasse Dubois allein bei der Frau Ledoux stehen und gehe in meine neue Wohnung hinauf.

In einem schönen Vorzimmer treffe ich einen sehr höflichen Bedienten, welcher mir sagte, er werde zu meinen Diensten stehen, so lange der Signor Delzini abwesend sei. Dieser Bediente ist beständig im Hause und ist, wie ich sehe, von der Hausfrau mit

meiner Lage bekannt gemacht worden. Wirklich ist die Madame Ledoux eine allerliebste Frau, man kann nicht wohl gefälliger sein.

Ich danke Lapierre (so heißt der Bediente, den man mir leiht), und nachdem ich durch mehrere sehr kostbar möblirte Zimmer gekommen bin, finde ich meinen Vater auf einem Sopha in meinem Salon sitzend. Er kommt auf mich zu und umarmt mich mit einer vergnügten Miene, indem er ausruft: „Mein lieber Sohn, ich gratulire Dir...“

„Wozu denn, mein Vater?“

„Ei, beim Teufel! zu dem glücklichen Erfolg Deiner Geschäfte. Weißt Du, daß es bei Dir prächtig ist? ...“

„O, mein Vater, in Paris ist es, wie Sie wissen, leicht, Alles zu bekommen, was man will.“

„Ich weiß, daß in Paris Ordnung und Sparsamkeit dazu gehört, um ein schönes Logis, Möbel und Dienerschaft zu haben.“

„Das ist nicht immer ein Beweis, mein Vater.“

„Nun, willst Du Dich jetzt arm stellen?... Aber Dein Freund hat Dich verrathen... Ich weiß auch, daß dieses Haus Dein ist.“

„Mein... nicht ganz...“

„Kurz, daß Du herrliche Geschäfte machst, daß Du Dein Kapital verdreifacht hast...“

„Ah, mein Vater, warum nicht gar...“

„Schon gut... ich frage Dich nichts mehr, weil Du den Verschwiegenen spielen willst... Aber Du wirst mich nicht hindern, mit Dir zufrieden und auf

das Vertrauen, das ich Dir geschenkt habe, stolz zu sein... denn, siehst Du, in meinem Städtchen hat man mich manchmal aufgezo-gen und gesagt: „Ah, glauben Sie, Ihr Sohn lebe solid in Paris, er verprasse sein Vermögen nicht? Sie werden schon sehen!...“ und gerade diese Aeußerungen haben mich, ich gestehe es Dir, auch veranlaßt, nach Paris zu gehen... Wie werde ich all' diese Leute nach meiner Rückkunft beschämen! Ah! ah!“

„Ei, mein Vater, wir wollen dieß ruhen lassen... Sie werden Hunger haben... ich habe auch nicht zu Mittag gegessen... Ich will fragen. He! Lapierre!“

Mein Bedienter kommt und Dubois zu gleicher Zeit. Ich frage meinen Bedienten, ob man uns ein Mittagessen zubereitet hätte, worauf er mir entgegnete, man erwarte bloß meine Befehle, und Dubois rief: „O, ich habe an Alles gedacht. Du warst Deinem Vater so schnell entgegengeeilt, daß Du vergessen hattest, Deinem Haushofmeister die nöthigen Befehle zu geben.“

„Wie, Du hast einen Haushofmeister?“ rief mein Vater.

„Und zwar einen der ersten Köche Frankreichs,“ sagte Dubois, „dem er tausend Thaler Besoldung gibt...“

„Tausend Thaler einem Koch!“ sagte mein Vater; „dießmal wirst Du mir gestehen, mein lieber Paul, daß Du sehr schöne Spekulationen machen mußt, wenn Du einen Koch so hoch besolden kannst. Aber ein solcher Aufwand...“

„Dubois scherzt, lieber Vater . . .“

„Ich will es Ihnen sogleich erklären,“ rief Dubois. „Ihr Sohn gibt ihm tausend Thaler, aber der Koch muß Alles anschaffen.“

„Ach dann! . . . das ist ein Unterschied, so ist es nicht zu viel.“

Wir setzen uns an den Tisch; man wartet uns mit einem prächtigen Mahle auf. Dubois ißt und trinkt für Biere, indem er mir in's Ohr sagt, er habe das Mittagessen wohl verdient. Mein Vater läßt es sich auch gut schmecken: er zecht tapfer, und ich sehe, daß Dubois berauscht wird und befürchte, daß er den Kopf verliere und dann irgend Dummheiten sage. Ich habe ihn bereits mehrere Male auf die Füße getreten, um ihn zum Schweigen zu bringen, wenn er von meinem Vermögen, meiner Dienerschaft und meinen Pferden spricht; glücklicher Weise schöpft mein Vater nicht den geringsten Verdacht. Dieser gute Vater sieht mich freudig an und ruft sofort aus: „Jetzt lasse ich es mir gefallen; diese Kleider gefallen mir besser, als mit denen ich Dich in dem Posthose getroffen habe . . .“

„Wirklich, lieber Vater?“

„Offen gesagt, Dein Rock mit Deinen Stecknadeln gefiel mir gar nicht.“

„Ich aber, Herr Deligny, ich bin nicht Ihrer Ansicht,“ entgegnet Dubois, während er mit meinem Vater anstoßt; „ich versichere Sie, daß sein Anzug von heute Morgen sehr hübsch war.“

„Dieß kann ich nicht sagen! . . . Aber, meine Kin-

der, ich kann nicht lange in Paris bleiben . . . die wenigen Tage, die ich euch widmen werde, muß ich gut anwenden . . . ihr müßt mir das Merkwürdigste zeigen . . . auch wäre es mir sehr lieb, wenn wir in's Theater gingen . . ."

„Ich werde Sie dahin führen, lieber Vater.“

„Seien Sie ganz ruhig, Papa Deligny, wir werden Sie unterhalten. Wenn wir Ihnen Alles an Einem Tage zeigen könnten, so würden wir es thun, um Sie schneller zu ergötzen!“

„Aber dieses Stadtviertel scheint mir von der Mitte von Paris ziemlich entfernt zu sein.“

„Entfernt! . . . nein, es ist im Gegentheil die Mitte! . . . Sie befinden sich zwischen der Altstadt Beaujon und der Stadt Franz I.; Sie haben hier Alles in der Nähe . . . den Triumphbogen . . . das Kugelspiel . . . die Sanitätshäuser . . . den Weg nach dem Boulogner Wald! . . . Man kann nicht wohl in einem gelegenern Stadtviertel wohnen! . . .“

„Aber das Palais-royal . . . Wir Landsleute kennen in Paris nichts Anderes als dieß . . .“

„Nun, das Palais-royal liegt hier seitwärts . . . zwei Schritte von da, wenn man etwas schnell geht.“

„Nun, meine Kinder, was werdet ihr mir heute Abend zeigen? . . . ist es noch Zeit in das Theater?“

„Ja wohl; in welches wollen Sie gehen?“

„In das beste.“

„In das beste . . . das hängt von dem Geschmack ab. Sind Sie romantisch oder klassisch?“

„Was bedeutet dieß, mein Sohn?“

„Das sind zwei verschiedene Arten, lieber Vater.“

„Ach, Vater Deligny, Sie sind etwas zurück...  
lesen Sie in Ihrem Städtchen die Journale nicht?“

„Ja, das Journal der Landwirthschaft, worin  
nichts davon steht.“

„Nun, wir müssen Deinen Vater in die Oper  
führen... man gibt die Stumme von Portici;  
das Stück wird Ihnen gewiß gefallen, es ist die  
einzige kurzweilige Oper... dabei herrliche Tänze...  
Tänzerinnen, die sich im Kreise herumbewegen, ohne  
die Füße auf den Boden zu bringen... und Stel-  
lungen... ach!... Haben Sie ein gutes Fernglas?  
... in der Opera gibt es Theaterfreunde, die fast  
der Telescopen sich bedienen, um die Gegenstände  
besser betrachten zu können.“

„Dubois, gib doch Deine Dummheiten auf... wir  
sollten ein Gefährt haben.“

„Beim Henker, ich werde das Deinige bestellen.“

„Das Seinige!“ rief mein Vater; „wie, mein  
lieber Sohn, Du hast eine Equipage?“

„Nein, mein Vater, das ist nur Scherz.“

„Wenn ich sein Gefährt sagte, Herr Deligny, so  
verstand ich darunter dasjenige, in dem er gewöhn-  
lich ausfährt, was auf dasselbe herauskommt.“

Bei diesen Worten befiehlt Dubois Lapierre ganz  
leise, sich nach einer Citadine für uns umzusehen.  
Ich sehe wohl, daß ich heute Abend meinen Vater  
unmöglich verlassen und folglich Frau Luceval nicht  
besuchen kann. Ich muß darauf verzichten; morgen

werde ich wohl einen Augenblick frei haben, ihr einen Besuch zu machen; zudem wird meine heutige Abwesenheit mir vielleicht mehr nützen, als meine beständige Aufwartung... die Frauenzimmer sind so sonderbar, man fesselt sie nicht immer durch Beweise der innigsten Liebe.

Wir warten schon über zwanzig Minuten auf ein Gefährt, da diese sich nicht in der Nähe der Allee des Beuves aufstellen. Zum Glücke sind wir am Tische sitzen geblieben, und Dubois unterhält sich mit meinem Vater, der indessen mehrere Male äußerte: „Dein gewöhnliches Gefährt war demnach nicht in der Nähe?“

Endlich kommt Lapierre zurück; er sagte mir in's Ohr, er habe keine Citadine gefunden, und deshalb einen Fiaker mitgenommen, womit wir uns natürlich begnügten.

Wir machen uns auf den Weg, die Frau Ledoux steht im Hof und verbeugt sich höflich vor uns; mein Vater fragt mich, was dieß für eine Frau sei, worauf Dubois entgegnet, es sei meine Haushälterin. Mein Vater will ihr für die gute Besorgung meines Hauswesens sein Compliment machen; ich eile aber mit ihm dem Gefährt zu, indem ich sagte, das Schauspiel werde im Augenblick beginnen.

Wir sind auf den schmußigsten Fiaker und die magersten Rosse von Paris gefallen; mein Vater äußert sich, daß mein gewöhnliches Gefährt sehr langsam fahre. Dubois erwiedert ihm, man fahre Vorichts halber so langsam, weil sich so viel Leute un-

terwegs befinden und Jemand niedergefahren werden könnte.

Mein Vater schaut zum Rutschenschlag hinaus; wir fahren gerade durch die Champs-Élysées. Niemand geht vorbei; ich rufe dem Rutscher zu, er solle schneller fahren, er peitscht aber umsonst auf seine Pferde. Doch bekommt mein Vater in der Nähe von mir keine Langweile, da er mich schon so lange nicht gesehen hat, und nach drei Viertelstunden kommen wir endlich in der Oper an.

Wir nehmen auf dem Orchester Platz; mein Vater hat Auge und Ohr auf das Schauspiel; Dubois plaudert unaufhörlich: er spricht so laut, daß er der ganzen Nachbarschaft beschwerlich fällt, und wenn man darüber brummt, so sieht er Jedermann mit einer so frechen Miene an, als ob er das Publikum in Masse herausforderte. Ich suchte ihn zum Schweigen zu bringen, denn es wäre mir nicht lieb, wenn er uns unangenehme Auftritte verursachte. Ich sagte ihm, er solle doch daran denken, daß mein Vater bei uns sei, worauf er mir ganz laut antwortet: „Dein Vater darf wohl sehen, daß Du Helden zu Freunden hast, die man nicht so leicht ängstigen kann.“

Nach dem zweiten Akt ging ich mit Dubois hinaus und führte ihn absichtlich in die Gänge der vierten Galerie, wo wir wirklich zwei hübsche Gesichtchen treffen, welche Dubois irgendwo gesehen haben will. Als er sieht, daß diese Jungfern sich auf das Amphitheater der vierten Galerie begeben, und hinter ih-

nen noch Platz ist, läßt er meinen Arm los und sagt zu mir: „Mein Freund, ich habe Dir den ganzen Tag geweiht, Dein Vater sitzt gut im Orchester, erlaube mir, daß ich diesen Abend vollends auf Lieb-  
schaften ausgehe. Hier sind zwei Mütterchen, die wohl zu wissen scheinen, daß man die Kinder nicht aus Noth macht; ich will mich neben sie setzen... das ärgert Dich hoffentlich nicht.“

„Nein, wahrhaftig... Leb' wohl, bis auf Morgen.“

Ich entfernte mich, herzlich froh, daß Dubois auf der vierten Galerie geblieben war. Bevor ich zu meinem Vater zurückging, trat ich einen Augenblick in's Foyer. Kaum machte ich zwei Schritte, sah ich Jenneville und Frau von Remonde vor mir.

Ich kann nicht vorbeigehen, ohne ihnen einen guten Abend zu wünschen. Die Augen der schönen Herminie würden mir Angst machen, wenn wir allein wären: denn wenn sie den Blick auf mich schleudern könnten, so wäre es unfehlbar um mich geschehen. Ich stelle mich, als ob ich ihren Grimm nicht sehe; allein ich merke wohl, daß mich Jenneville ganz spöttisch anschaut, er empfängt mich mit einer ganz andern als freundschaftlichen Gesinnung.

„Wie! Sie sind in der Oper!“ sagte Jenneville in einem höhnischen Tone zu mir, „welcher Zufall... Sie, den man in keiner Gesellschaft mehr sieht... der die geräuschvollen Freuden flieht, um sich ganz der Dame seines Herzens zu widmen!“

„Ach, es scheint, daß die Dame, welche den Herrn einnimmt, ihm erlaubt hat, heute Abend in's

Theater zu gehen," fügt Herminie mit erzwungenem Lächeln bei, worauf ich ziemlich barsch antwortete: „Wenn ich nicht mehr so oft in Gesellschaft gehe, so geschieht dieß augenscheinlich, weil es mir nicht behagt... Wenn ich für irgend ein Frauenzimmer eingenommen bin, so glaube ich, wird dieß Niemand Etwas angehen, und ich werde unumschränkt nach meinem Belieben handeln können.“

„Man ist auch keineswegs Willens, mein lieber Freund, Sie von Ihrem Liebesgegenstand abwendig zu machen.“

„Der Herr weist seiner Liebe einen zu guten Platz an, als daß man je den Gedanken haben könnte, sie zu stören!...“

„Ich glaube, Madame, es wäre für viele Personen ein Glück, wenn sie sie eben so gut anbrächten.“

Frau von Remonde beißt sich in die Lippen und erröthet. Jenneville lacht und fährt fort: „O, mein Lieber, Ihre Liebshaft macht mehr Lärmen, als Sie glauben.“

Ich wurde unwillkürlich verlegen, denn ich sah wohl ein, daß man mir all dieß absichtlich sagte; allein man hat den dritten Akt begonnen, Herminie zieht Jenneville fort, der beim Weggehen noch zu mir sagt: „Ich werde mich bei Ihnen höflichst dafür bedanken.“

Sollte er wohl wissen, daß ich alle Tage seine Frau besuche?... wer hat es ihm sagen können... ihm, der sich so wenig um sie bekümmert? Ach, wenn er davon unterrichtet ist, so ist's durch die

Frau von Remonde... Diese Frau haßt mich, nun wird sie mir Alles zum Troße thun... Wie hat sie aber dieß erfahren? doch wird man mit Geld in Paris nicht Alles inne, was man will?

Ich ging zu meinem Vater zurück; während er alle seine Aufmerksamkeit auf das Schauspiel richtete, dachte ich nur über die Unterredung nach, die ich so eben mit Jenneville und seiner Geliebten gehabt hatte, die ich aber mit keinem Worte bei Augustine zu berühren mir vornehme. Das wird mir leicht sein, da sie mich gegenwärtig nicht mehr über ihren Mann ausfragt.

Gegen die Mitte des letzten Actes unterbricht ein Geschrei von der vierten Galerie herab das Schauspiel. Man zankt sich und lärmt, woran die ruhigen Opernbesucher nicht gewohnt sind. Ich dachte gleich, Dubois sei bei diesem Lärmen betheiliget und glaubte selbst ihn an der Stimme zu erkennen, wie er sich gegen Jedermann geberdet und droht. Endlich ist das Schauspiel zu Ende. Ich entferne mich schnell mit meinem Vater und fahre mit ihm in die Allee des Beuves.

Mein Vater will durchaus haben, daß ich bei ihm schlafe; daheim hat er seine Magd zur Bedienung und in Paris ist er gar nicht orientirt. Ich sehe wohl ein, daß ich unmöglich in der Straße Charlot schlafen kann, aber morgen... ah! morgen werde ich wohl einen Augenblick finden, Augustine zu besuchen.

Beim Auskleiden unterhielt ich mich mit Papierre über den Signor Delzini, dessen Wohnung wir inne

haben, und der, wie mir mein Kutscher gesagt hat, alle Krankheiten mit seinen Kräutern heilt. Lapierre bestätigt, daß dieser fremde Doctor wirklich bloß einfache Mittel bei seinen Kranken anwende und man ihm viel Geschicklichkeit zutraue, da er sich sehr gut bezahlen lasse. Ich schlafe mit dem Gebete ein, daß der gelehrte Doctor doch vor der Abreise meines Vaters nicht nach Paris zurückkehren möchte.

Wenn ich sehr frühe aufstehe, dachte ich, werde ich Zeit bekommen, in mein Logis zu gehen, bevor mein Vater aufwacht. Aber als Landbewohner ist er immer vor Tag auf: mein Vater ist, als ich zu ihm komme, bereits aufgestanden und beschäftigt sich damit, wie er den Tag anwenden soll. Ich höre ihn unaufhörlich wiederholen: „Du mußt mich dahin führen, dann dorthin führen!...“

Dies macht mir einen Strich durch meine Rechnung; hoffentlich wird mich Dubois ablösen. Ich sehe ihn schon voller Freude ankommen.

Mein Vater fragte ihn, warum er im Theater nicht bei uns geblieben sei?

„Mein lieber Herr Deligny,“ sagte Dubois, „ich habe zwei Bäschen in den obern Logen getroffen, und Sie wissen wohl, man ist seiner Familie immer verbunden.“

„Hast Du einen solchen Lärmen gemacht?“ sagte ich ganz leise zu Dubois; „das ganze Schauspiel wurde dadurch gestört.“

„Was Teufels, mein Freund, bin ich schuldig? ... jene zwei Zieraffen, welche nicht gestatten wollten, daß ich meine Hände auf ihre Hüften legte!“

„Heute wirst Du hoffentlich arriiger sein, beim Diner weniger trinken und meinen Vater nicht verlassen.“

„Sei ruhig; heute wird mich Dein Vater für einen zweiten Kato halten.“

Mein Vater will den Jardin des Plantes, den Luxembourg, die Tuilerien, das Palais-royal besuchen, alle Passagen sehen und auf dem Kanal Schiff fahren. Dazu braucht man wenigstens einen ganzen Tag, doch werde ich mich, denke ich, ein wenig entfernen können.

Ich schlug meinem Vater vor, das Frühstück im Palais-royal einzunehmen. Wir machten uns auf den Weg, als Frau Ledoux Dubois sagen ließ, sie wünsche den Preis der Colonialwaaren zu wissen.

Dubois schneidet ein schreckliches Gesicht und sagt uns, wir sollen nur vorausgehen, worauf wir uns entfernten.

Es ist entsetzlich mit den Landleuten; sie wollen Alles sehen, Alles in der Nähe mustern. Mein Vater zwingt mich, alle Augenblicke zu halten. Es ist leicht begreiflich, daß Personen, die bloß vierzehn Tage in Paris zugebracht haben, alle Denkmäler und Merkwürdigkeiten der Stadt besser kennen, als die, welche seit dreißig Jahren dort wohnen.

Wir kommen bei den Tuilerien an. Dubois hat uns noch nicht eingeholt. Frau Ledoux scheint die Unterredung gerne in die Länge zu ziehen. Wenn Dubois mich den ganzen Tag meinen Vater spazieren führen ließe! Ich habe fast Lust, in die Allee des

Beuves zurückzukehren, aber mein Vater will nicht. Wir frühstücken; ich habe Dubois gesagt, bei welchem Traiteur wir seien, und denke, er werde bald zu uns stoßen. Ich ziehe das Frühstück so lange als möglich hinaus, aber mein Vater ist schon lange mit dem Essen fertig; er drängt in mich und will den Tag gut anwenden.

„Wir sollten Dubois abwarten,“ sagte ich zu meinem Vater.

„Mein lieber Paul, Dein Freund wird uns einholen.“

„In Paris findet man einander nicht so leicht.“

„Dann müssen wir ihn entbehren; wenn nur Du bei mir bist, weiter brauche ich nichts.“

Was soll ich darauf antworten? Nichts; ich muß mich darein fügen und gut dazu sehen. Wir gehen fort: ich führe meinen Vater in alle Ecken der Stadt. Insgeheim wünsche ich Dubois zum Teufel! Der Treulose verläßt mich, da er doch weiß, daß ich seiner so sehr bedarf. Ach, wie lange scheint mir der Tag! Wahrhaftig, ich liebe meinen Vater herzlich, aber wenn man verliebt ist... wenn man aus tausenderlei Gründen wünscht, diejenige, die man verehrt, zu sehen... die Verliebten können sich meinen Mißmuth wohl erklären. Wenn ich wenigstens meinem Vater sagen könnte, ich sei verliebt... mit ihm von Augustine reden könnte, aber es ist unmöglich.

Endlich um sechs Uhr Abends kommen wir im Palais-royal zum Diner an. Ich bin abgemattet, schlaff; nie hatte ich an einem Tage so viel Gegen-

stände gesehen; mein Vater scheint dagegen nicht müde. Die Landbewohner sind besser auf den Füßen als die Städter.

Wir sind an den nämlichen Ort, wo wir frühstückten, zum Mittagessen zurückgekehrt. Ich setzte noch eine schwache Hoffnung auf Dubois: wirklich tritt er, als wir eben die Suppe aßen, in den Speisesaal und setzt sich an unsern Tisch.

„Ach, bist Du endlich da!“

„Ja, mein Freund... Herr Deligny, Sie blühen wie eine Rose.“ *in dem Augenblick*

„Warum hast Du uns nicht heute Morgen eingeholt? wir haben auf Dich gewartet.“

„Ach, warum? Zuerst hat mich Frau Ledoux... Du weißt, Deine Haushälterin, mit einer Unterredung hingehalten, die ich gerne vermieden hätte, dann erinnerte ich mich an ein wichtiges Rendezvous (Dubois neigt sich zu mir herüber und sagte mir in's Ohr: „Bei einem Polizeikommissär“) wegen einer bedeutenden Sache... (wegen meiner Hosen) deren Verlust mich etwas in Verlegenheit gesetzt hätte... (gerne gebe ich einer Schönen mein Herz, aber meine Hosen nicht).“

Diesen Umstand benützend, fiel ich Dubois in die Rede und sagte: „Ich habe auf heute Abend auch ein Rendezvous wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit, da aber mein Vater da ist...“

„Du darfst Dich nicht geniren, mein Lieber,“ entgegnete mein Vater; „wenn Du diesen Abend ein Geschäft zu besorgen hast, so mußt Du Dich zu Deinem

Rendezvous begeben. Herr Dubois wird so gut sein und mir Gesellschaft leisten.“

„Wie!... mit dem größten Vergnügen. Heute Abend stehe ich ganz zu Ihren Diensten.“

„Suche jedoch, mein lieber Sohn, suche, daß Du sobald als möglich wieder zu uns kommst.“

„O, ich verspreche es Ihnen, lieber Vater.“

„Seien Sie ruhig, Herr Deligny, ich stehe Ihnen dafür, wir werden uns gut unterhalten... wir werden unsere Spässe machen. Seien Sie ganz getrost!“

Die Gewißheit, heute Abend Augustine besuchen zu können, versetzt mich wieder in die heiterste Stimmung; wir werden während des Essens sehr lustig. Dubois erzählt uns eine Menge toller Streiche, mein Vater lacht und zecht tüchtig; Dubois, der sich mit ihm messen will, ist ebenfalls schon benebelt wie Tags zuvor. Nach dem Nachtisch trinken wir den Kaffee. Ich gebe ihnen auf neun Uhr ein Rendezvous in der neuen Galerie und empfehle meinen Vater Dubois, der mir zuruft: „Laß uns nur machen und beunruhige Dich nicht unfertwegen.“

Endlich bin ich frei und kann thun, was ich will. Ich sehe auf meine Uhr: es ist halb acht Uhr, eile auf einen Fiakerplatz, steige ein, verspreche dem Kutscher ein gutes Trinkgeld und dieser peitscht sofort seine Pferde tüchtig. Es scheint mir eine Ewigkeit, daß ich Augustine nicht gesehen habe!... Gestern hatte ich sie so plötzlich verlassen!... Sie hat wohl bemerkt, daß meine Verlegenheit nicht natürlich war; ich bin nur auf ihren Empfang begierig.

Ich bin bereits in ihrem Hause, eile die Treppe hinauf, wie wenn ich verfolgt würde, läute; man öffnet mir. Ich habe kaum vernommen, die Frau sei zu Hause, so befinde ich mich schon in dem Salon. Zulchen ist bei ihr; ach, wie unerträglich sind manchmal die Freundinnen!

Man empfängt mich höflich, aber wie kalt ist diese Höflichkeit, wie spröde dieser Gruß! Man sieht mich kaum an, erwidert meine Complimente ganz trocken... um so besser, das ist ein gutes Zeichen. Ich kann mich gut entschuldigen, wenn ich ihr sage, mein Vater sei hier, aber zuvor möchte ich gerne wissen, ob man sich wirklich darum beunruhigte, was aus mir geworden sei.

Zulchen scheint auch zurückhaltender gegen mich, sieht mich schief an und betrachtet dann wieder Augustine. Eine Zeit lang wechselten wir bloß gleichgültige Worte; man fragt mich nicht, was ich seit dem gestrigen Tag gethan habe, aber ich sehe wohl, daß man vor Neugierde fast vergeht.

Endlich sagte Zulchen lächelnd zu mir: „Sie haben Ihren hübschen Dollmann mit den Stecknadeln abgelegt... ach, Sie hatten unrecht, wahrlich, er stand Ihnen gut!“

„O,“ sagte Augustine in einem bitteren Tone, „Herr Deligny hat einen zu guten Geschmack, als daß er sich so kleidet, ohne dazu genöthigt zu werden... ohne Zweifel mußte er sich verkleiden, um die Wachsamkeit irgend eines Eifersüchtigen zu täuschen.“

„Sie sind weit entfernt, die Wahrheit zu errathen, meine Damen.“

„Sie würden, glaube ich, sehr in Verlegenheit kommen, uns diese mitzutheilen!“

„Nein, Madame, nichts ist leichter.“

Ich erzählte diesen Damen meine Abenteuer vom vorigen Tage. Als Augustine hörte, mein Vater sei in Paris, beliebte es ihr endlich, mich anzusehen; ein leichtes Lächeln zeigte sich wieder auf ihren Lippen, obgleich in ihren Blicken der Ausdruck des Zweifels zurückblieb. Zulchen lacht bis zu Thränen, als ich ihr meine Lage erzähle, wie ich bei Dubois warten mußte, bis er mir meine Hosen wieder bringt. Ich endete meine Erzählung mit der Schilderung der Sehnsucht, die ich seit gestern empfunden habe, und ich sehe, wie die schöne Augustine ihre Blicke mit einem lieblichem und zärtlichem Ausdruck als je auf die meinigen heftete.

„Da sieht man,“ rief Zulchen, „wie es geht, wenn man nach dem Scheine urtheilt. Wir hielten Sie schon für einen liederlichen Menschen. Augustine hatte sich sogar vorgenommen, Ihnen keinen Zutritt mehr zu gestatten.“

„Was? Madame!“

„Allerdings; ein junger Mensch, der sich verkleidet ... der nicht zu Hause schläft...“

„Ach, Sie haben gewußt...“

„Ja; Augustine wollte heute morgen einen Spaziergang auf das Land machen und hat es Ihnen durch die Magd sagen lassen, aber der Portier sagte, Sie

feien seit gestern nicht nach Hause gekommen, und er sei wegen Ihnen sehr in Sorgen."

Ich begreife nun, warum man mich so kalt empfing. Wenn ich ihr gleichgültig wäre, würde sie sich darum kümmern, daß ich nicht zu Hause schlafe? Nun habe ich wieder Hoffnung, ich werde sie schon nöthigen, daß sie sich gegen mich ausspricht.

Nachdem Zulchen über meine Abenteuer vom vorigen Tag tüchtig gelacht hatte, entfernt sie sich und läßt mich allein bei Augustine. Diese nähert sich mir wieder, ihre Stimme scheint mir sanfter als gewöhnlich, vielleicht weil ich sie schon lange nicht mehr gehört habe; ihre Augen lächeln mir gütig zu. Ach, wenn ich mich nicht zurückhielte, würde ich vor ihr niederknien, aber nein, nein, ich muß ihrer Liebe gewiß sein, es wäre zu schrecklich für mich, wenn ich mich abermals getäuscht hätte.

Schon mehr als eine Stunde befinden wir uns allein; wir sprechen wenig... ich weiß nicht, was wir reden... aber gleichviel, wenn man einander nur gefällt. Augustine seufzt von Zeit zu Zeit; ich stelle mich, als ob ich es nicht bemerke. Endlich sagt sie zu mir: „Warum wollen Sie es denn Ihrem Vater nicht wissen lassen, daß Sie einen Theil Ihres Vermögens verloren haben?“

„Weil es ihm Kummer machen würde.“

„Wird er aber nicht früher oder später die Wahrheit erfahren?“

„Gewiß; wenn er sie aber jetzt erführe, so würde

er mich zur Abreise von Paris veranlassen... hauptsächlich würde er mich zu verheirathen suchen."

"Sie verheirathen? ach! Sie glauben, er denke daran... In der That, Sie werden sich einmal verheirathen!..."

Diese letzten Worte hatte sie sehr traurig ausgesprochen, und ließ sofort ihren Kopf auf ihren Busen herabsinken. Ich schweige still und athme kaum. Nach einer Weile fuhr sie fort: "Warum wollen Sie jetzt nicht heirathen?"

"Weil im Augenblicke die Ehe nichts Anziehendes, nichts Verführerisches für mich hat."

"Indessen werden Sie doch Ihrem Vater einmal gehorchen müssen... ist dieß zudem nicht immer der Zweck?... Sie werden heirathen!... Möchten Sie in Ihrer Ehe glücklicher sein als ich!"

Kaum hat sie diese Worte ausgesprochen, so fielen Thränen über ihre Wangen herab, Schluchzen erstickt ihre Brust fast und sie bedeckt ihr Gesicht mit ihrem Taschentuch. Was erpreßt ihr aber diese Thränen? Das Andenken an ihren Gatten? der Gedanke, daß ich mich verheirathen werde?

Ich nehme sie bei der Hand und drücke diese in der meinigen, während sie sich einem Schmerz überläßt, dessen Hauptursache ich wohl wissen möchte. Wir bleiben einige Minuten in dieser Lage; endlich trocknet Augustine ihre Augen und sagt zu mir: "Ich bin recht verdrießlich, nicht wahr? Verzeihen Sie mir... aber das Andenken an meine Ehe... reden wir nicht mehr davon... es ist sehr spät... gehen Sie heute

Abend in die Allee des Beuves zurück? Ei, hören Sie, der Regen gießt in Strömen herab!"

Es ist wirklich ein schreckliches Wetter und schon Mitternacht vorüber; an ihrer Seite merkte ich auf keine Zeit. Mein Vater muß bereits im Bette liegen und schlafen. Ich kann wohl in die Straße Charlot gehen und morgen werde ich ihm sagen, ich habe vor seinem Erwachen einen Ausgang gemacht; auf diese Art werde ich morgen früh Augustine wieder besuchen können, ehe ich mich in die Champs-Elysée's begeben. Sie billigt meinen Einfall. Ich verweile noch eine halbe Stunde bei ihr und beim Fortgehen sagt sie wiederholt zu mir: „Auf morgen also!"

### Siebentes Kapitel.

Mein Vater und Dubois. — Der kranke Engländer.

Während ich liebes- und hoffnungstrunken den angenehmsten Abend an der Seite Augustinens zubrachte, und meinen Vater und Dubois, denen ich bis neun Uhr ein Rendezvous gegeben hatte, vergaß, hatten sie sich ihrerseits auch nicht pünktlicher eingefunden.

Dubois, der mit meinem Vater allein im Kaffeehaus geblieben ist, will ihn alle Viköre verkosten lassen. Unglücklicher Weise ist er bei Geld; er hat in der Frühe Geld gefaßt und bekanntlich ist er ein eben so großer Verprasser, als Jolivet ein Filz.

Aber die Leute vom Lande sind gewöhnlich so eigenliebig, daß sie den Parisern an Höflichkeiten nichts nachgeben wollen. So oft Dubois etwas bezahlt hat, will es mein Vater erwidern und bezahlt dann seinerseits; Dubois läßt wieder etwas kommen, weil er die letzte Zeche zahlen will; mein Vater will nicht weniger freigebig sein; kurz, diese Herren haben einen solchen Eigensinn, daß er sie am Ende unter den Tisch werfen könnte.

Glücklicher Weise erweckten der heiße Kaffee und die verschiedenen Getränke, die sie zu sich genommen, in ihnen den Wunsch, frische Luft zu schöpfen. Das Wetter war damals noch herrlich.

„Wohlan, wir wollen spazieren gehen,“ sagte mein Vater.

„Ja, wir wollen die Frauenzimmer auf dem Boulevard besichtigen,“ erwiderte Dubois.

Die Herren machen sich auf den Weg. Mein Vater unterlag den vielen Likörkelchen, Dubois war schon lange betrunken und erlaubte sich während des Spaziergangs auf dem Boulevard mit allen Frauen, die ihm etwas hübsch schienen, zu reden. Mein Vater sagte auf naive Weise zu ihm: „Sie kennen demnach fast alle Pariser Frauenzimmer?“

„Ich, ehrwürdiger Greis, bin bei dem schönen Geschlechte so bekannt, wie den Malern der Apollo des Belvedere.“

Indessen haben sich mehrere sogenannte Bekannte von Dubois durch seine Worte beleidigt gefühlt.

Mehrere Herren haben sich darein gemischt, worauf Dubois mit seinem Gefährten die Schritte verdoppelt. Die Herren flüchten sich in die kleinen Buden, womit gegenwärtig die Boulevards übersäet sind: sie werfen die Waaren auf den Boden, die Händler schelten, und mein Vater, von diesem Spaziergange ganz betäubt, sagte zu ihm: „Warum schreien denn all diese Leute uns nach?“

„Weil diese Narren wünschen, daß ich sie durchprügeln, aber ich werde es heute Abend nicht thun, weil Sie bei mir sind.“

Es ist schon lange Nacht. Mein Vater, von seinem Spaziergange ermattet, wünscht nach Hause zu gehen und sich schlafen zu legen, aber Dubois sagt zu ihm: „Was denken Sie! es ist noch nicht zehn Uhr, und in Paris geht kein ehrlicher Mensch vor Mitternacht zu Bette.“

„Wenn ich aber gerne schlafen möchte?“

„Nein, ehrwürdiger Greis, Sie haben keine Lust zu schlafen... ich dulde nicht, daß Sie schlafen; wir nehmen einen Fiaker und fahren an einen allerliebsten Ort, der überdies nicht weit von Ihrem Logis entfernt ist, was für uns beim Heimgehen ganz bequem sein wird.“

Die Herren steigen in einen Fiaker. Dubois befiehlt dem Kutscher, sie in den Florasaal in den Champs-Elysées zu führen.

„Was ist denn der Florasaal?“ fragte mein Vater, während der Fiaker fortrollte.

„Das ist ein ländlicher Tanzsaal in der Haupt-

stadt, wo der liebenswürdige Mann die meisten Freuden-  
dengenüsse trifft.“

„Was soll ich auf einem Balle thun? ich tanze  
nicht mehr.“

„Sie können dort thun, was Sie wollen; unsere  
ländlichen Bälle sind sehr angenehm: man treibt dort  
Allerlei.“

„Zu meiner Jugendzeit war ich indessen ein großer  
Liebhaver vom Tanzen... ich war äußerst gelenkig.“

„Wie alt sind Sie jetzt?“

„Achtundfünfzig Jahre.“

„Dies ist das schönste Alter zum Tanzen, wo  
man am wenigsten steif ist; Sie werden heute Abend  
ihren Rigodon tanzen, und wenn es Ihnen Ver-  
gnügen macht, so tanzen Sie noch andere Touren mit.“

Man kommt endlich im Florasaal an. Dubois  
nimmt meinen Vater am Arme und führt ihn überall  
herum, indem er mit ihm vor jeder Dame hält und  
ihn nöthigt, den Frauenzimmern, die er hübsch findet,  
mit einer Prise Tabak aufzuwarten. Mein Vater,  
in der Meinung, dieß sei in Paris üblich und zudem  
etwas benebelt, geht, mit seiner offenen Tabaksdose  
in der Hand, auf und ab spazieren. Dubois schlägt  
Punsch vor, um sich zu erfrischen, mein Vater ist  
damit zufrieden; man setzt sich in ein Bosket, von  
wo aus man dem Tanze zusehen kann. Aber bald  
treibt der heftige Regen alle Spaziergänger in den  
Saal, wo sich mein Vater und Dubois mit einer  
zweiten Bowle Punsch ebenfalls festsetzen.

Nach einer Weile sagte Dubois zu meinem Vater:

„Nun, da wir uns erfrischt haben, wollen wir tanzen.“

„Ich würde lieber in's Bett gehen.“

„Was denken Sie? Es regnet, als wenn man es mit Eimern göße; bei diesem Wetter kann man unmöglich fortgehen ... Tanzen wollen wir ...“

„Ich kenne keine Dame.“

„O, man hat bald Bekanntschaft gemacht! Laden Sie die ein, die Ihnen am besten gefällt.“

„Ladet man zum Tanzen auch mit einer Prise Tabak ein?“

„Nein ... Sie machen ein Compliment, wie es Ihnen beliebt... nun, Herr Deligny, muthig... ich werde mich Ihnen gegenüber stellen.“

Mein Vater nimmt seinen Hut in die Hand, faßt Muth, und nachdem er sich im Saale umgeschaut hat, fordert er eine fünfzigjährige Dame auf, welche bloß ihre Kinder auf den Ball geführt hatte. Die gute Dame, erfreut über eine Einladung, die ihr schon lange nicht mehr zu Theil wurde, ergreift die Hand, welche ihr mein Vater reicht, und Beide stellen sich zum Contretanz auf.

Dubois stellt sich meinem Vater mit einer Jungfer gegenüber, die unter ihrer Haube einen sechs Zoll hohen Kamm trägt. Als Dubois die Tänzerin meines Vaters sah, rief er: „Wenn diese die Stellungen noch nicht weiß, so ist es traurig! ... Geben Sie Acht, junges Paar, Alles schaut auf Sie.“

In der That scheinen viele junge Leute, welche nicht tanzen, darauf begierig zu sein, wie das junge Paar

seine Sache machen werde. Das Orchester gibt das Signal; bekanntlich dient das erste Ritornell den Tänzern bloß zum Zeichen. Mein Vater, der dieß nicht mehr weiß, tritt mit seiner Dame vor, alle Beide hüpfen gegen Dubois, der meinen Vater an seinem Frackflügel hält und ihm zuruft: „Einen Augenblick Geduld, munteres Pärchen ... noch nicht... jetzt... so ist's recht, nun wollen wir alle unsere Künfte zeigen.“

Dubois, vom Punsche erhitzt, tanzt wie ein Bessener; mein Vater und seine Tänzerin haben sich in der englischen Chaine verloren, tanzen aber immerfort und fallen auf Jedermann; ihr Anblick verursacht allgemeines Gelächter. Dubois erzürnt sich, daß man über seine vis-à-vis lacht, flucht und sagt meinem Vater, wie er an ihm vorbei tanzt, in's Ohr: „Geben Sie allen diesen Schlingeln Fußtritte.“

Mein Vater und seine Tänzerin theilen keine Fußtritte aus, verirren sich aber von Neuem in einer Figur und beschließen eine Pasturelle mit Walzen. Die jungen Leute, die sie umgeben, lachen noch stärker, Dubois wirft ihnen seinen Hut an den Kopf und ruft ihnen zu: „Ihr seid Flegel!... Ihr seid nicht bei Trost, so zu tanzen! Ich fordere euch Alle heraus.“

Plötzlich stürzen mehrere auf Dubois los, der Tanz wird unterbrochen, die Frauenzimmer schreien, die Kinder heulen, man stoßt sich, droht einander; mein Vater, von Jedermann gestoßen und sich selbst nicht bewußt, daß er an diesem Lärmen Schuld ist, verliert seine Tänzerin und sein Taschentuch. Aber

Dubois, der sich von einem Duzend Individuen bedroht sieht, nimmt meinen Vater am Arme und bedient sich seiner Person wie eines Schilds, um die Hiebe abzuhalten.

Die Wache kommt; man wirft Dubois und meinen Vater vor die Thüre hinaus, weil sie erwiesener Maßen an diesem Tumulte Schuld sind, und ohne zu wissen wie, weil das Gefecht sie ziemlich betäubt hat, befinden sich Beide gegen Mitternacht, bei einem schrecklichen Wetter, mitten auf den elysäischen Feldern.

„O! wo sind wir?“ seufzt mein Vater, der nichts als Finsterniß um sich herum sieht.

„Ah! die Lumpen! die Tropfen! zu dreißig über zwei herfallen... trotz dem hätte ich Alle durchgeprügelt, wenn die Wache nicht gekommen wäre.“

„Mir ist es lieb, daß sie gekommen ist und wir fortgegangen sind. Ich weiß gar nicht, wie dieser Streit angefangen hat, allein ich weiß wohl, daß ich mich mitten im Gefecht befand, und da Sie mich nicht los ließen, habe ich, glaube ich, mehrere Hiebe bekommen.“

„Sie haben Hiebe bekommen?“

„Ja wohl.“

„Kommen Sie mit mir, braver Alter; man soll den Vater meines Freundes nicht ungestraft geschlagen haben.“

„Wohin wollen Sie?“

„Wir kehren auf den Ball zurück und prügeln sie gerade wieder so.“

„Nein, nein, ich habe genug daran.“

„Kommen Sie doch, ich sage Ihnen nochmals, wir zwei können alle diese Laffen zu Boden schlagen.“

„Und ich sage Ihnen, ich will Niemand schlagen, sondern ich will schlafen gehen; es ist hohe Zeit.“

„Ich folge Ihnen, weil Sie der Vater meines Freundes sind und dieser Sie mir anvertraut hat... aber sonst... Donnerwetter! ach! wie es schüttet.“

„Ach ja!“

„Und ich habe im Handgemenge meinen Hut verloren.“

„Eilen wir doch nach Haus, mein Freund; kennen Sie den Weg?“

„Seien Sie nur ruhig, ich kann mich nicht verirren!“

„Aber man sieht gar nichts.“

„Gleichviel, nur herzhast vorwärts.“

„O weh!“

„Was gibt es?“

„Ich bin in ein Loch getreten.“

„Gleichviel.“

„Das Wasser geht mir bis an die Kniee.“

„Das trocknet wieder. Geben Sie mir den Arm, wir wollen einander führen.“

„Werden wir bald zu Hause sein? Wir werden wohl bald ankommen müssen. Sie sagen, dieses Stadtviertel sei das schönste in Paris; warum ist es denn nicht beleuchtet?“

„Gerade deshalb; bloß die garstigen Stadttheile, wo sich Diebe aufhalten, sind beleuchtet.“

„Aber dieser scheint mir sehr öde.“

„Bah! Sie sehen die Vorübergehenden nicht, weil es Nacht ist.“

„Man stolpert bei jedem Schritt.“

„Weil wir nicht auf dem Trottoir gehen; warten Sie, ich will es suchen.“

„Ach mein Gott! Sie schleppen mich fort!“

Auf einmal fielen diese Herren in einen Graben voll Wasser und Koth. Dubois flucht ganz besessen, mein Vater eben so arg, indem er das schöne Viertel, wo sein Sohn wohnt, verwünscht. Endlich haben sich Beide wieder aus dem Graben herausgearbeitet, aber ihre Kleider und Hände sind mit Koth bedeckt. Sie müssen so ihren Weg fortsetzen. Zuletzt kommen sie nach einem einständigen Irrweg in den elysäischen Feldern in der Allee des Beuves und vor dem Hause der Frau Ledoux an.

Der Portier, der ihnen die Thüre öffnete, erschrad über ihr Aussehen; Dubois hieß ihn schweigen und verlangte ein Licht. Während der Portier ihm eine Kerze reichte, sagte er zu Dubois: „Die Frau Ledoux hatte mir den Auftrag gegeben, dem Herrn zu sagen, wenn ich ihn heute Abend sehe: sie wünsche mit ihm zu reden, um den Preis der Colonialwaaren zu erfahren.“

„Die Frau Ledoux soll mir zum Henker gehen!“ rief Dubois, das Licht nehmend. „Ich werde ihr nicht einmal den Preis der Bohnen sagen!... Das Mütterchen ist etwas zu naschhaft. Nun wollen wir schlafen gehen, Vater meines Freundes.“

Mein Vater wünscht nichts sehnlicher; von seiner

Abendunterhaltung betäubt, bedurfte er sehr der Ruhe. Er legte sich alsbald nieder und schlief ein.

Nicht so Dubois; da er noch nicht weiß, in welches Bett er sich legen soll, läuft er mit einem Licht durch das ganze Haus, um ein Zimmer zu suchen.

Es war schon Mitternacht vorbei; Jedermann schlief. Dubois, der nirgends in Verlegenheit kommt, geht in den Gängen herum und öffnet mehrere Thüren, kam aber bisher bloß in Zimmer ohne Betten.

Nach langem Suchen kommt er in ein Zimmerchen, wo er eine Schlafstätte ohne Vorhang sieht. Er geht vorwärts: das Bett ist besetzt, und Dubois erkennt die Jungfer Girard, die Köchin vom Hause, welche wie ein altes Ross schnarcht. Die Jungfer Girard ist weder sehr jung, noch sehr hübsch; sie hat eine große Nase voll Schnupftaback, ihre Haut gleicht einer fetten Fleischbrühe; wenn man aber viel gegessen, Punsch getrunken, getanzt hat und in einen Graben gefallen ist, so weiß man nicht mehr recht, was man thut. Schnell kleidet sich Dubois aus, löscht das Licht ab und legt sich neben die Jungfer Girard nieder, indem er sagte: „Es freut mich, zu probiren, ob sie sich auf die Liebe eben so gut versteht, wie auf die Nudeln.“

Als mein Vater in der Frühe des andern Tags erwacht, ruft er alle Ereignisse des vorigen Tags in sein Gedächtniß zurück: er ist mit sich nicht zufrieden, begreift gar nicht, wie er in seinem Alter so viele tolle Streiche hat machen können, ist aber namentlich gegen Dubois sehr ergrimmt, der ihn zum Tanzen im Florasaale aufgemuntert hat. Willens, mir

wegen meines Freundes sein Compliment zu machen, ruft mich mein Vater, ich antworte ihm nicht, aus dem guten Grunde, weil ich, anstatt neben ihm geschlafen zu haben, in meinem Logis in der Straße Charlot war.

Mein Vater ruft Lapierre; dieser ist aber auch schon wegen Commissionen ausgegangen. Er steht auf, kleidet sich an, brummt während dessen, grollt, und wird sehr übel gestimmt.

Erstaunt, mich nirgends zu sehen, will mein Vater hinausgehen, um sich nach mir zu erkundigen, als er an der Thüre leise klopfen hört; er öffnet: ein junger, sehr elegant gekleideter Mensch steht vor ihm und verbeugt sich tief.

„Master Dezini?“ sagte der Fremde mit einem Accent, der sogleich einen unserer überseeischen Nachbarn verrieth. Mein Vater, in der Meinung, der junge Engländer frage nach seinem Sohne, weil der Name, den er ausgesprochen hat, fast wie der seinige lautet, stellt dem Fremden einen Sessel hin und sagte zu ihm: „Mein Sohn ist bereits ausgegangen, wenn Sie mir aber sagen wollen, was Sie hieherführt, so ist es ganz dasselbe.“

Der junge Engländer scheint meinen Vater sehr gut verstanden zu haben und wiederholt, während er sich setzt: „Sein Sie der Signor Dezini?“

„Ja, Deligny, so muß man es aussprechen, aber ich sehe wohl, Sie sind ein Ausländer, und man kann die Namen im ersten Augenblick nicht gut ausdrücken. Sie sind ein Engländer?“

„Yes, und Sie waren sehr viel nützlich gewesen

mehreren Landsleuten zu mir, welche die Adresse von Ihnen mir gegeben hatten."

"Ah! ich verstehe Sie, mein Sohn hat mit Ihren Landsleuten Geschäfte gemacht! Das wundert mich nicht, sein Ruf ist in der Welt verbreitet; dieser Jüngling wird es noch weit bringen!"

"Yes, Sir, ich komme auch, daß Sie mir es leichter machen. Ich bezahle sehr arg viel, ohne zu handeln..."

"Ah! sehr gut... der Herr will ihn um Rath fragen..."

"Yes, Rath fragen."

"Wenn der Herr die Gefälligkeit haben möchte, sich näher zu erklären."

Der junge Engländer rückt seinen Sessel näher zu dem meines Vaters und sagt mit einem sehr ernstlichen Tone zu ihm: "Ich hatte Ver tout seul.\*"

Mein Vater neigte sein Ohr zu dem jungen Engländer mit den Worten: "Verzeihen Sie, ich habe es nicht recht gehört."

"Ich hätte den Ver tout seul." (Der Engländer will eigentlich sagen: den Ver solitaire.)

Mein Vater machte große Augen und kratzte sich auf dem Kopf, während er murmelte: "Sie haben den Ver!... Ach! Sie wollen sagen, Sie machen Verse!..."

"Yes, yes, ich machte..."

\* Unübersetzbar wegen des Wortspieles; ver heißt Wurm, vers, Vers; ver solitaire eigentlich der einzelne Wurm, oder Bandwurm.

„Wollen Sie sich wegen Versen bei meinem Sohne Rath's erholen? Meiner Treu', ich weiß nicht, ob er ein Dichter ist, da er aber viel Verstand und Geist besitzt, so ist es auch möglich, und in Paris ist es vielleicht üblich, daß man die Bankiers sogar wegen literarischer Arbeiten um Rath fragt. Geben Sie mir Ihre Verse, ich will sie meinem Sohne einhändigen.“

Der Engländer sieht meinen Vater ungeduldig an und wiederholt ihm: „Ich sagte Ihnen, daß ich nicht mehr haben wollte den Ver tout seul.“

„Ah, gut, ich verstehe... Sie wollen sie nicht allein machen, das heißt, mein Sohn soll Ihnen helfen... es handelt sich von einem Gedicht, das Sie gemeinschaftlich ausarbeiten möchten.“

Der Engländer steht zornig auf und ruft aus: „Ich hatte den Ver tout seul... God-dam... Sie sollen ihn von da vertreiben.“

Bei diesen Worten nimmt der Engländer meinen Vater bei der Hand und legt diese auf seinen Bauch. Mein Vater findet dieses Benehmen zu frei, zieht seine Hand schnell zurück und ruft nun seinerseits aus: „Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Vers... Glauben Sie, es sei hier der Brauch, sich an die Hosentaschen greifen lassen, zum Beweise, daß man die Bankiers bezahlen könne? Ich sehe wohl, daß Sie Geld haben... aber Sie können sich mit meinem Sohn verständigen.“

Der Engländer wird ganz blau vor Zorn, stampft auf den Boden und geht meinem Vater nach, indem er ihm in die Ohren schreit: „Ich hatte den Ver

tout seul . . . Sie ihn vertreiben . . . Sie Arznei mir geben . . . Sie mich heilen müssen.“

Meinem Vater geht endlich die Geduld aus; er schreit eben so laut als der Engländer (weil viele Leute glauben, sie machen sich durch das Schreien verständlicher). In diesem Augenblick wurde ein anderes Geschrei in dem Hause hörbar; der Schauplatz ist das Zimmer der Köchin. Die Frau Ledoux, nicht wissend, warum die Jungfer Girard nicht herunterskommt, um das Frühstück zu machen, ging in ihr Zimmer hinauf, wo sie Dubois traf, wie er sie über den Preis der Colonialwaaren unterrichtete. Die Frau Ledoux wird rasend; sie war nicht deshalb gefällig gegen Dubois gewesen, daß die Jungfer Girard den Vortheil davon genieße. Sie lärmt, tobt, heißt ihre Köchin sich packen und sagt zu Dubois, er solle mir melden, sie könne mir ihr Logis nicht länger leihen.

Dubois kam halb angekleidet herunter, um mir diese Neuigkeit mitzutheilen; er findet meinen Vater im Handgemenge mit dem jungen Engländer, der ihn durchaus nicht loslassen will, bis er ihm ein Arzneimittel verschrieben hat. Dubois, welcher das Quiproquo auf der Stelle merkt, wirft sich unter lautem Gelächter in einen Lehnstuhl, und, um dem Auftritte die Krone aufzusetzen, erscheint Frau Ledoux am Eingange des Zimmers und wirft wüthende Blicke auf Dubois.

„Um Gottes Willen, Herr Dubois,“ rief mein Vater, „erlösen Sie mich doch von diesem Herrn, und Sie, Madame, die Sie die Haushälterin meines

Söhnes sind, warum haben Sie denn diesen Engländer heraufgehen lassen, da doch mein Sohn nicht zu Hause ist?"

„Ich, Haushälterin!“ sagte die Frau Ledoux, sich meinem Vater nähernd, „was soll dieß heißen, mein Herr? Erlauben Sie, ich bin in meinem Hause, dieß Haus gehört mir! ich habe aber das Logis des Signor Delzini Ihrem Sohne nicht geliehet, daß man meine Köchin verführt und sich erlaubt, bei ihr... Ach pfui... welches Scheusal!... ein gebildeter Mann sich mit einem schmutzigen Weibsbilde abgeben!... Dieß hätte ich nicht geglaubt!“

„Wie, Madame, mein Sohn ist hier nicht in seinem Hause?“

„Nein, er ist in dem meinigen, und zwar aus Gefälligkeit von mir... aber Sie kamen an, man wollte Ihnen weiß machen, man sei reich, und wollte Ihnen seinen schlechten Vermögensstand verhehlen. Ich habe mich dazu hergegeben, weil ich geglaubt habe, man habe Bildung; aber man muß mir das Logis heute Vormittag noch räumen. Der Signor Delzini wird zurückkommen... eine Köchin... eine Jungfer Girard!... wie unschicklich!...“

„Warum Sie mich immer nicht heilen wollen?“ sagte der Engländer wieder grimmig, während mein Vater, dem theilweise ein Licht aufgeht, aufgereggt in dem Salon auf und ab geht.

„Ei,“ sagt Dubois, „was fehlt Ihnen denn?“

„Ich habe es bereits dem Herrn gesagt: ich habe den Ver tout seul.“

„Ah! ah! ich verstehe schon... Sie wollen sagen den Ver solitaire (Bandwurm)?“

„Yes, yes... den solitair tout seul!“

„Sie wollen ihn heilen lassen?“

„Ja wohl, ich wollte den solitaire nicht länger mehr behalten!“

„Nun, Mylord, haben Sie die Güte und kommen Sie in einigen Tagen wieder, dieser Herr ist nicht der fremde Arzt, den Sie zu sprechen wünschen; der geschickte Doktor ist abwesend, er kehrt aber wieder zurück, und dann wird er Sie von Allem befreien, was Sie wollen. Indessen gehen Sie mit Ihrem solitaire gefälligst fort; dieß ist das Beste, das Sie thun können.“

Nachdem man endlich dem Engländer mit vieler Mühe begreiflich gemacht hat, daß der Doktor abwesend sei, ging er fort und Frau Ledoux begleitet ihn selbst bis vor die Hausthüre.

In diesem Augenblicke komme ich zurück. Ich war außer mir vor Freude, da ich gerade von Augustinen kam. Alles deutete darauf hin, daß ich geliebt werde, und ich dachte schon, auf den Abend irgend einen Vorwand zu ersinnen, um zu ihr zurückzukehren. Aber bei dem Eintreten in das Zimmer meines Vaters bemerkte ich, daß seit meiner Abwesenheit die Verhältnisse sich ganz anders gestaltet hatten.

Dubois winkt mir, macht Grimassen, von denen ich nichts verstehe; mein Vater kommt mit ernster Miene auf mich zu, ich sehe, daß er mir diesmal keine Complimente machen will.

„Mein Sohn, warum hast Du mich getäuscht, warum hast Du mir gesagt, dieß Haus gehöre Dir? Warum hast Du mich in ein Logis geführt, das nicht das Deinige ist? Ist es wahr, daß Du, weit entfernt, behaglich leben zu können, all Dein mütterliches Vermögen verprast hast? Nun, sprich und sage mir jetzt die Wahrheit!“

Ich war so wenig auf diesen plötzlichen Ausgang gefaßt, daß ich verstummte und nicht zu antworten wußte. Aber endlich gewann die Wahrheit die Oberhand und ich ergriff das Wort: „Ja, lieber Vater, ich habe Sie getäuscht . . . Wenn aber gleich das Schicksal mir zuwider war, so kann ich Sie doch versichern, daß es nicht meine Schuld ist: ich wurde von Betrügern hintergangen; ich vertraute auf Taugenichtse, und daher rührt all' mein Unglück! Ich bin wenigstens Niemand etwas schuldig, und Ihr Sohn hat die Ehre Ihres Namens nicht gebrandmarkt.“

„Ja, mein Herr,“ fuhr Dubois fort, „Sie besitzen in Ihrem Sohne einen der bravsten Jünglinge auf der Welt. Eine unbescholtene Rechtschaffenheit, ein unbefleckter Ruf ist so viel werth als dreißigtausend Franken Renten. Wahrlich! wenn Ihr Sohn es hätte machen wollen wie so Viele, die in den Gesellschaften glänzen, so hätte er eigene Equipage, Haus und Dienerschaft! . . . Aber wie hätte er all' dieß erworben? . . . Bei so viel Lug und Trug in den Geldgeschäften! Gegenwärtig ist arm sein ein Beweis, daß man eine strenge Tugend bewahrt hat . . . und anstatt Ihrem Sohne böse zu sein, dürften Sie ihm gratuliren, daß er nichts mehr hat.“

„Ich rathe Ihnen, Herr Sohn, mir zu gestehen, wie Sie sich betragen! Aber ich muß schweigen, ich bin nicht vernünftiger gewesen als Sie, und da ich an einem einzigen Tage selbst so viel tolle Streiche gemacht habe, so würde es mir sehr übel anstehen, Andern Vorwürfe zu machen. Paul, ich werde gleich abreisen.“

„Wie! Vater, jetzt schon?“

„Ja, auf der Stelle, ich habe genug an Paris. Willst Du mit mir gehen?“

„Lieber Vater, es bleibt mir noch so viel Vermögen, daß ich hier ordentlich leben kann, aber dabei muß ich natürlich mäßig, eingeschränkt und sparsam sein . . . auch fühle ich mich auf diese Weise glücklicher.“

„Ganz gut, hoffe aber keine Hilfe, verlange keinen Heller von mir. Du hast zehntausend Franken Renten verprast, das ist wahrhaftig genug; wenn Du nichts mehr hast, so nehme Deinen Wohnsitz bei mir, in meinem Städtchen, Du wirst sehen, daß man dort eben so glücklich als in Paris sein kann, und zwar um einen viel geringern Aufwand. Laß mir einen Fiaker bestellen und dann schnell dem Eilwagen zu. Er fährt erst um neun Uhr ab; wenn es noch Platz gibt, so reise ich auf der Stelle ab. An diese Reise und an meinen gestrigen Tag werde ich denken.“

Ich suche meinen Vater nicht aufzuhalten, und Dubois sagt mir in's Ohr: „Mein Freund, diese plötzliche Abreise verdankst Du mir. Dein Vater hat sich bei mir gestern so gut unterhalten, daß er an einem

Mal genug hat. Das kommt zudem ganz geschickt, weil Frau Ledour uns aus dem Hause jagt."

Ich habe keine Zeit, ihn nach den näheren Umständen zu fragen. Mein Vater hat seinen Reisesack bereits gepackt, der Fiaker ist gekommen, ich steige mit ihm ein, wir langen bald auf der Post an, wo ich mit Vergnügen erfahre, daß es noch Platz gibt. Ich habe meinem Vater meine neue Adresse gegeben, verspreche ihm, ihn diesen Sommer zu besuchen, er umarmt mich und steigt in den Eilwagen. Vor seiner Abreise sagte er aber noch zu mir: „Mein lieber Sohn, Du hast zwar dumme Streiche gemacht, aber ich muß Dir verzeihen; ich habe auch welche nachgemacht, woran Dein liederlicher Dubois schuldig ist. Um Dich aber zur Ordnung zu bringen, mein Sohn, gibt es bloß ein Mittel: daß Du Dich nämlich verheirathest; ich will sehen, daß ich eine Partie für Dich finde.“

Ich gab meinem Vater keine Antwort und ließ ihn in den Eilwagen steigen. Mein Grundsatz ist, den Leuten so wenig als möglich zu widerreden, selbst wenn man nicht gesonnen ist, ihren Willen zu erfüllen.

---

## Achtes Kapitel.

### Die Besuche.

Nun bin ich wieder vollkommen frei; nie habe ich, offen gestanden, das Glück, Herr seiner selbst zu sein, so lebhaft empfunden. Ich kann Augustine besuchen, so oft als es mir beliebt, und wenn ich ihren

Augen, ihrer Stimme und tausend Kleinigkeiten glauben darf, die bloß ein Verliebter errathet, so werde ich bald das süßeste Geständniß erhalten; von diesem ist es dann nicht mehr weit bis zum Gipfel meines Glücks. Ich werde endlich der bloßen Hoffnungen überdrüssig.

Ich muß aber auch Dubois besuchen, damit ich erfahre, wie ich mit der Frau Ledoux stehe. Er hat mir versprochen, er wolle mich in seiner Wohnung erwarten, wo ich ihn auch wirklich treffe, während er sich durch eine seiner benachbarten Wäscherinnen die Haare auf Papilloten wickeln läßt.

Dubois erzählt mir Alles, was er mit meinem Vater gestern gethan hat; ich will ihn zanken, kann mich aber des Lachens nicht enthalten. Ferner theilt er mir den Auftritt mit dem Engländer mit und die Wuth der Frau Ledoux, welche die Jungfer Girard fortgejagt hat; endlich gibt er vor, wir schulden der Frau Ledoux nichts, er habe ihr mehr als zehnfach die Miethe ihres Logis bezahlt. Ich lasse Dubois sich ganz behaglich frisiren und begeben mich in mein Logis zurück.

Ich war bloß noch einige Schritte von meiner Wohnung entfernt, als ein junges Frauenzimmer, einen Schrei ausstosend, vor mir stehen bleibt. Es ist Ninie, die ich seit Langem nicht mehr gesehen hatte, und die mit viel größerem Puz als sonst angekleidet war.

„Ah! es freut mich sehr, Herr Paul, daß ich Ihnen begegne! Ich komme gerade von Ihrem Hause.“

„So, Sie kommen von meinem Hause?“

„Ja, ich habe Sie schon lange nicht mehr gesehen . . . Sie würden mich nie bei meiner Tante besuchen.“

„Ich habe wirklich keine Zeit gehabt, Ninie; indessen habe ich oft an Sie gedacht, ich wunderte mich, daß ich Nichts von Ihnen erfuhr. Sie sind aber prächtig aufgeputzt . . . welche Koketterie in Ihrem Anzuge! Ah! Ninie, Ihnen ist irgend ein Liebesabenteuer begegnet, seitdem ich Sie nicht gesehen habe.“

„O ja! ich habe Ihnen Manches zu erzählen . . . Deswegen hatte ich Sie besucht . . . Sie gehen doch nach Haus? Ich werde Sie begleiten, wenn es Sie nicht genirt.“

„Nein, gewiß nicht.“

Es ist mir lieber, wenn Ninie mit mir nach Hause geht, als daß ich mit ihr auf der Straße schwaze. Wir begeben uns in mein Logis, das bloß zwei Schritte von da entfernt ist. Mein Portier schreit mir zu: „Mein Herr, es ist eine Jungfer gekommen, um . . .“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als er Ninie hinter mir die Treppe hinaufgehen sah, worauf er mit einer boshaften Miene lächelt und seinen Kopf in sein Stübchen zurückzieht, während er sagt: „Ah! der Herr kennt die Person, die ihn besuchen wollte.“

Angelangt in meinem Zimmer heiße ich Ninie sitzen, ich umarme sie . . . aber bloß aus Freundschaft, denn ich bin zu sehr mit Augustine beschäftigt, als daß ich

mich zerstreuen könnte, und bitte die kleine Blondine, mir zu erzählen.

„Sie wissen, Herr Paul, daß ich mit meiner Tante ausgesöhnt bin, Charlotte nicht mehr besuche, sehr sittsam und ruhig lebe, und die ganze Woche unaufhörlich arbeite.“

„Ja, Ninie, Sie haben mir all' dieß gesagt und ich glaube es Ihnen.“

„Wir waren mit meiner Tante und einigen ihrer Freundinnen auf den Ball nach Auteuil gegangen... ich hatte mich jedoch nicht gut unterhalten.“

„Nun, Ninie?“

„Nun sind wir, da meine Tante müde war, in einem Kufuk (eine Art Omnibus) heimgefahren; ich saß neben einem jungen Mann, und da der Kufuk uns ziemlich schüttelte, so fiel ich bei jedem Stoß auf ihn; aber der junge Mensch war sehr artig, er bat immer um Entschuldigung, daß ich auf seine Kniee falle. Man schwatzte während des ganzen Wegs; der junge Mensch sagte uns sogleich, er sei ein Pastetenbäckergehülfe, sein Vater müsse ihm aber Mittel geben, daß er sich als Traiteur etabliren könne, wann er gesonnen sei, sich zu verheirathen. Wir haben uns hierauf nach Haus begeben, und am folgenden Tag begegnete ich, als ich eben ausgehen wollte, diesem nämlichen jungen Menschen. Er redete mich mit den Worten an, er habe die ganze Nacht von mir geträumt, und möchte wohl noch in dem Kufuk sitzen. Dann fragte er mich um die Erlaubniß, ob er mich im Hause meiner Tante besuchen dürfe, weil er bloß

ehrbare Absichten hege, und auch wohl sehe, daß ich kein solches Frauenzimmer sei, das Thorheiten anhören würde."

"Nun, Ninie, haben Sie ihm Zutritt zu Ihnen gestattet?"

"Poß Tausend! obgleich er nicht gar groß und nicht wie Sie gekleidet ist, habe ich mir doch, da Herr Benin stets vom Heirathen spricht, Gedanken gemacht ... Kurz, er kam zu meiner Tante und seit der Zeit macht er mir in allem Ernst den Hof. Meine Tante, die sich nach ihm erkundigt hat, sagt, es sei ein rechtschaffener Mensch, der mich glücklich machen werde. Ich finde ihn etwas dumm und bin nicht gar sehr in ihn verliebt, indes wäre es mir aber doch angenehm, wenn er mich heirathete. Ich habe ihm gesagt, daß ich kein Vermögen besitze, worauf er mir antwortete, er begnüge sich mit meiner Unschuld. Ich war schon Willens, ihm meine Verbindung mit Adolphy und Ihnen mitzutheilen, aber meine Tante hat es mir verboten."

"Ihre Tante hat nach meiner Ansicht Recht gehabt: die Mittheilung solcher Geheimnisse hört man nicht gerne. Wenn Herr Benin Sie liebt, so wird er sehr vergnügt sein, Sie so, wie Sie sind, zu heirathen."

"Herr Benin ist sehr gefällig, sehr freigebig, er bringt mir jeden Tag ein kleines Präsent, das ich nach dem Wunsche meiner Tante annehme; allein ich wollte ihn nicht heirathen, ohne Sie um Erlaubniß gefragt zu haben."

"Mich? Ninie! habe ich über Sie zu gebieten?"

„Ich glaube ja.“

Arme Kleine! sie sagt mir dieß mit einer gerührten Miene; es liegt in diesen wenigen Worten mehr Gefühl als in langen Reden. Ich nehme Ninie bei der Hand, drücke sie freundschaftlich und sage zu ihr: „Wenn ich Sie also ersuchen würde, Herrn Benin nicht zu heirathen, würden Sie ihm einen Korb geben?“

„O, mein Gott, ja! mir liegt nicht viel daran, ich versichere Sie.“

„Und mir, Ninie, mir liegt daran, Sie glücklich und versorgt zu sehen: heirathen Sie diesen jungen Menschen; da er Ihnen seine Hand anbietet, obwohl Sie nichts besitzen, so liebt er Sie wirklich. Ich bin überzeugt, daß Sie in Ihrem Hauswesen glücklich sein werden und daß Ihr Gatte seine Wahl nie bereuen wird.“

„Meiner Treu! ich werde ihm gewiß, wenn ich ihn heirathe, treu sein... ferner scheint Herr Benin sehr sanft und hat mir versprochen, er erfülle alle meine Wünsche, und ich würde die Gebieterin sein.“

„Heirathen Sie doch, meine liebe Freundin; ich fordere Sie ernstlich dazu auf.“

„Nun, in diesem Fall werde ich Herrn Benin heirathen, sobald er die Zustimmung seines Vaters erhalten haben wird, und wir werden uns in der Umgegend von Paris etabliren. Ich werde Ihnen meine Adresse schicken, und Sie werden mich besuchen, wenn Sie vorbeigehen. Nicht wahr?“

„Gewiß, ich werde Sie als Freund besuchen.“

„So meine ich es auch; wenn Sie auf meine

Hochzeit hätten kommen können, so würde es mich äußerst gefreut haben... O! ich darf bloß sagen, Sie seien ein Freund von uns, und Benin wird nichts dagegen haben. Er sieht durchaus nicht weiter, als ich haben will."

"Meine Theure, ich halte es für weit schicklicher, wenn ich nicht bei Ihrer Hochzeit bin."

"Dann werde ich ohne Sie Hochzeit haben. Und Sie, Herr Paul, wann heirathen Sie?... Sie sagen nichts. Setzen Sie kein Vertrauen in mich?"

"Ach, Ninie, ich kann nicht heirathen."

"Indessen empfinden Sie doch Liebe."

"Ja, aber ich kann diese Liebe nicht heirathen. Ich werde es Ihnen einmal erzählen, Ninie."

Ninie bleibt noch lange bei mir; sie erzählt mir umständlich ihre Plane, und wie sie sich benehmen werde, wenn sie verheirathet ist; ich höre ihr mit dem Vergnügen zu, das man jederzeit empfindet, wenn man Personen, die man geliebt hat, glücklich sieht. Endlich denkt Ninie, es sei Zeit, zu ihrer Tante zurückzukehren, und ich fühle, daß es Zeit zum Mittagessen ist. Die Kleine steht auf und nimmt von mir Abschied; ich küsse sie auf die Stirne und betrachte sie schon wie verheirathet. Ich weiß nicht, ob ihr dieß gefällt, denn sie dreht sich immer um mich herum und geht nicht fort, bis ich ihr wiederholt sage: „Adieu, Ninie!“ Endlich eilt sie rasch fort, während sie ein dumpfes Lebewohl murmelt. Ach! Herr Benin... ich fürchte sehr... Doch dieß geht mich nichts an.

Nun schnell zum Mittagessen, um bald zu Au-

gustinen zu kommen. Mein Portier lächelt mir boshaft zu, als er mich erblickt; diese Portiers vom Marais sind also nicht daran gewöhnt, daß ein junger Mensch Besuche von Frauenzimmern erhält.

Ich war bald mit dem Mittagessen fertig; ich eile zu Augustinen mit dem Gedanken, es werde ihr nicht unlieb sein, zu erfahren, daß mein Vater nicht mehr in Paris sei, und gehe heiter in ihr Zimmer hinauf.

„Die Frau ist nicht da,“ sagt die Magd zu mir, indem sie mir die Thüre öffnet.

„Die Frau ist nicht da? Hat sie Ihnen nicht gesagt, mir mitzutheilen, wohin sie gegangen sei? Wo werde ich sie treffen können?“

„Nein, mein Herr.“

Ich begreife dieß nicht; sie, die fast nie ausgeht! ... Und doch durfte sie wohl denken, daß ich kommen werde. Ich entferne mich traurig und gehe mit dem Gedanken fort: wenn ich nur wüßte, wo ich sie treffen könnte. Diese Abwesenheit scheint mir nicht natürlich, ich will nochmals sehen, ob sie noch nicht nach Haus zurückgekehrt ist.

„Die Frau ist nicht da,“ wiederholte die Magd. Diese Leute sagen dieß mit einer Kaltblütigkeit, die nicht zum Aushalten ist! Die Frau ist nicht da... das ist lächerlich... ich muß mich wieder entfernen, ohne sie zu sehen. Und nicht einmal die Güte haben, mir sagen zu lassen, wohin sie gegangen ist. Nun, vor vierzehn Tagen werde ich nicht mehr kommen.

Es ist noch keine Viertelstunde verflossen, sehne ich mich bereits wieder nach der Wohnung Augustinens,

um zu wissen, ob sie noch nicht nach Haus gekommen ist. Ich wartete jedoch die Nacht ab, sah dann an ihre Fenster hinauf... es brennt ein Licht in ihrem Schlafzimmer. Diesmal wird man nicht zu mir sagen, sie sei ausgegangen.

Ich gehe hinauf, läute, lasse der Magd keine Zeit, mit mir zu reden und rufe: „Madame Luceval ist zu Hause, ich weiß es gewiß, ich habe sie an ihrem Fenster gesehen.“

„Ja, sie ist da... aber sie will Niemand empfangen.“

„Niemand empfangen!... Aber ich bin nicht der Niemand; dieses Verbot kann mich nicht berühren.“

„Doch, mein Herr, gerade auf Sie bezieht sich dieses Verbot.“

„Auf mich? ...“

Ich bin verloren!... Sie will mich nicht mehr empfangen... Was habe ich denn gethan? Womit habe ich wieder ihren Zorn verdient? Ach!... welcher Gedanke!... Wenn es wäre... wenn sie gesehen hätte... ich will sogleich meinen Portier verhören.

Im Nu bin ich in meinem Hause, nehme meinen Portier auf die Seite und sage zu ihm: „Hat eine Dame nach mir gefragt, während jenes junge Mädchen bei mir war?“

Mein Portier zieht zuerst mit einer ernsthaften Miene seine Dose aus der Tasche und nimmt eine ungeheure Prise, ehe er mir antwortete: „Mein Herr, warten Sie... man ist gekommen... ja... nein, man ist nicht wegen Ihnen gekommen.“

„Sie wissen es gewiß?“

„Ach! man hat wohl den Brief, der da liegt, für Sie gebracht... aber dieß ist seit...“

„Einen Brief? Für wen?“

„Für den Herrn.“

„Und Sie geben ihn mir nicht?“

„O! ich hatte immer noch Zeit... ich wußte gewiß, daß ich den Herrn noch treffen würde, wenn er heute Nacht nach Hause käme.“

Ich war schon Willens, den Schlingel am Hals zu nehmen, halte mich aber zurück und lasse mir den Brief geben. Es ist ihre Hand... ach! nun werde ich den Grund ihres Benehmens erfahren.

„Ich reise morgen auf das Land ab; bemühen Sie sich nicht mehr in meine Wohnung, Sie würden mich doch nicht mehr dort finden. Ich bin es überzeugt, daß Sie während meiner Abwesenheit keine Langeweile bekommen werden; denn wenn man Besuche von Damen erhält, so vergeht die Zeit schnell. Leben Sie wohl, ich gratulire Ihnen zu Ihrer Liebshaft.“

Augustine.“

Besuche von Damen!... Meine Liebshaft!... Alles liegt nun am Tage! sie weiß, daß Minie mich besucht hat und deshalb verbittet sie sich meine Besuche. Die Eifersucht verursacht also ihren Zorn... Ach! ich athme wieder freier! diese Entdeckung thut mir wohl; aber ich muß mich rechtfertigen. Sie soll nicht auf das Land verreisen, ohne mich angehört zu haben... ich will ihr auf der Stelle schreiben, heute Abend wird sie meinen Brief haben.

Ich nehme das Licht meines Portier, gehe in mein

Zimmer hinauf und schreibe bloß folgende zwei Linien:  
 „Wollen Sie mich gütigst anhören, Madame, dann werden Sie sehen, daß man mir nicht aus Liebe einen Besuch gemacht hat.“

Ich setzte die Adresse darauf, eilte hinunter, und zwar immer vier Stufen auf einmal; ohne daran zu denken, das Licht mit zu nehmen, will ich den Brief meinem Portier einhändigen. Unten renne ich rasch gegen sein Stübchen, und da ich nicht sah, daß die Kellerthüre offen stand, stürzte ich hinunter und stieß mit der Stirne so heftig an eine Ecke, daß ich bewußtlos auf das Pflaster niederfiel.

Als ich wieder zur Besinnung komme, liege ich in meinem Bett, mein Zimmer ist schwach beleuchtet, eine alte Frau, in der ich die Schwester des Portier erkenne, sitzt neben meinem Lager, der Kopf thut mir furchtbar weh.

„Man hat Ihnen zur Ader gelassen,“ sagt die alte Frau zu mir, „es war die höchste Noth. Suchen Sie, daß Sie schlafen können, denn Sie haben einen fürchterlichen Stoß erhalten.“

Ach! ich erinnere mich jetzt; ich muß mich also in mein Schicksal ergeben und liegen bleiben. Ich hatte eine sehr unruhige Nacht, ein starkes Fieber, das durch meinen Mißmuth noch wuchs. Am folgenden Tag werden jedoch meine Gedanken wieder klarer; ich erinnere mich an meinen Brief... lasse meinen Portier kommen. Ach! er hat ihn zu meinen Füßen gefunden und ihn in seine Tasche gesteckt, anstatt ihn an seine Adresse zu überbringen; er behauptet, es sei

nothwendiger gewesen, daß man mir Hülfe geleistet habe; ich muß ihm leider Recht geben. Sie wird auf das Land abgereist sein... wenn sie aber ihre Abreise verschoben hätte? Ich sende auf gut Glück meinen Portier zu Frau Luceval. Wenn sie noch da sei, empfahl ich ihm, ihr selbst den Brief einzuhändigen, und das Unglück, das mir zugestoßen, zu erzählen. Wenn es sich vom Plaudern handelt, so bin ich überzeugt, daß er sich seines Auftrags gut entledigt.

Ich zähle die Minuten seiner Abwesenheit; er bleibt lange aus... um so besser... er kommt zurück, er hat sie gefunden... sie ist nicht verreist... sie hat meinen Brief und weiß, was mir begegnet ist.

„Und was hat sie gesagt auf diese Nachricht?“

„O! mein Herr, sie erblaßte, ich glaubte, sie werde auch in Ohnmacht fallen.“

„Ganz gut.“

„Dann zitterte sie am ganzen Körper.“

„Sehr gut.“

„Dann sah sie so bekümmert aus.“

„Gut, gut!“

„O ja, gut, gut, daß sie wohl erkranken könnte; endlich habe ich Sie Ihretwegen beruhigt. Dessenungeachtet wird sie aber, wie sie äußerte, sich alle Tage nach Ihnen erkundigen.“

Alle Tage!... sie reist also nicht fort... dieser Gedanke tröstet mich ein Bißchen. Ich kann noch nicht ausgehen; ich habe Fieber und fühle mich ganz abgemattet; ich muß mich gut pflegen, wenn ich nicht ernstlich krank werden will; dieß sagt der Arzt.

Ich will mich also recht gut halten, um schneller zu genesen.

Wie langweilig ist es, wenn man krank und bloß von Leuten, die uns gleichgiltig sind, umgeben ist, und von gedungenen Krankenwärtern verpflegt wird; wie sehr vermißt man dann das elterliche Haus und die süße Abwartung einer Mutter oder Schwester.

Vier Tage gehen vorüber, sie schienen mir eine Ewigkeit, aber sie hat sich alle Tage nach mir erkundigen lassen. Endlich fühle ich mich viel besser; ich stehe auf, übermorgen hoffe ich ausgehen zu können. Von meinem Haus bis zu ihr ist es so nahe... Wie kann ich bis dahin die Zeit zubringen? Ei! ich will an Dubois schreiben: er soll mich besuchen; dadurch werde ich mich zerstreuen.

Ich habe Dubois geschrieben, aber man fand ihn nicht zu Hause. Der Tag geht herum, der folgende auch; ich verabschiede meine alte Wärterin, denn ich fühle mich so wohl, daß ich Niemand mehr brauchte; ich hatte sogar Lust, auszugehen, ob es mir gleich der Arzt verboten hat; ich bin un schlüssig und will schon meiner Sehnsucht nachgeben, als man leise an meiner Thüre klopft.

Das ist ohne Zweifel Dubois... ich öffne. O, Glück!... sie ist es!... Madame Luceval steht vor mir, und stößt einen Schrei der Bewunderung aus, als sie mich außerhalb des Bettes trifft, da mein Portier zu ihr gesagt hat, es stehe sehr schlimm mit mir.

„Ach, Madame! wie gütig sind Sie! Ihre Gegenwart wird meine Gesundheit vollends herstellen.“

„Ich habe gedacht, mein Besuch würde Ihnen vielleicht ein Vergnügen machen; deshalb habe ich mich über gewisse Förmlichkeiten hinweggesetzt. Wenn man wahre Freundschaft für Jemand hegt, so ist man ihm nach meiner Meinung einige Opfer schuldig... allein ich glaubte wirklich nicht, daß Sie schon aufstehen könnten; man hat Sie für zu krank erklärt.“

„Thut es Ihnen leid, daß Sie mich auf dem Weg der Genesung treffen?“

„Nein, aber...“

Ich führe sie zu einem Sessel hin, setze mich neben sie, und bin so vergnügt, daß ich sie einige Augenblicke bloß ansehen kann, und dieß öfters wiederhole.

„Sie besuchen mich; ach! wie glücklich macht mich das Unglück, das mir zugestoßen ist!“

„Gewiß, sonst...“

„Wären Sie auf Ihr Landgut abgereist und hätten mir verboten, Sie zu besuchen... Was hatte ich denn gethan, Madame, daß ich eine solche Strenge verdiente?“

„Ei, sprechen wir nicht mehr hievon; ich bin manchmal so wunderbarlich, so lächerlich... ich weiß nicht, was mir einfiel... Ihr Herr Vater ist also nicht mehr in Paris?“

„Nein, Madame, er hat erfahren, daß ich ihn über meine Lage täuschte, dann wurde er böse und ist sofort plötzlich abgereist. Ich fühlte mich wieder glücklich, frei zu sein und wollte Ihnen dieß mittheilen; wie groß ist meine Verwunderung gewesen, als man mir

sagte, Sie wollten mich nicht mehr empfangen; was hatte ich denn gethan? wo konnte Ihr Groll herühren?“

„Mein Groll... Sie täuschen sich... ich hatte keinen Groll.“

„Sie verbateten sich also ohne allen Grund meinen Besuch?“

Sie schweigt, erröthet, und will nicht gestehen, daß sie mich bei Ninie gesehen hat; ich werde sie wohl dazu zwingen.

„Hoffentlich werden Sie mir wenigstens über den Inhalt Ihres Briefes nähere Auskunft geben.“

„Mein Brief... ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was ich Ihnen geschrieben habe; ich weiß nicht, woran ich in jenem Augenblicke dachte; ich hatte Sie auf der Straße mit jenem Mädchen, das ich sehr gut erkannt habe, schwatzen gesehen und wie Sie sie in Ihr Haus mitgenommen haben, schien es mir sehr sonderbar... besonders nach dem, was Sie mir gesagt hatten. Ich habe Ihnen aber mit Unrecht in meinem Briefe Vorwürfe gemacht; Sie sind ganz unabhängig und ich weiß nicht, was Sie hindern sollte, dieses junge Mädchen für Ihre beständige Geliebte zu behalten.“

Sie will ihre Eifersucht verbergen... sie will mir also nicht sagen, daß sie mich liebt. Aber ich konnte mich nicht mehr halten und sagte daher zu ihr: „Nein, Madame, nein, dieses junge Mädchen ist meine Geliebte nicht mehr; sie hat mich bloß besucht, um mich von ihrer bevorstehenden Hochzeit in Kenntniß zu setzen

und sich bei mir als einem Freunde Rathes zu erholen. Ich weiß, daß es Ihnen sehr gleichgiltig ist, ob ich Jemand liebe, wofern nur Sie es nicht sind, da Sie mir verboten haben, mit Ihnen von Liebe zu reden. Sie dürfen zufrieden sein, Madame, ich habe Ihnen gehorcht; um Ihnen aber noch mehr Genüge zu thun, will ich alle Frauenzimmer lieben, will zu gefallen suchen, heirathen, dann werden Sie mich vielleicht mit all' Ihrer Freundschaft beehren."

Augustine will lächeln, aber ihre Stimme ist bewegt, und sie steht schnell auf, indem sie mir zur Antwort gibt: „Sie thun sehr wohl daran, ich fordere Sie dazu auf.“

Sie will fortgehen, ich halte sie zurück, knie vor sie nieder und sage leise: „Wissen Sie nicht, daß ich keine andere mehr lieben kann als Sie! Bloß aus Gehorsam gegen Sie zwingen ich mich, Ihnen meine Empfindungen zu verschweigen! Sollten Sie mich aber auch von sich verbannen, ich muß Ihnen doch wiederholen, daß ich Sie liebe... daß ich Sie verehere... daß ich bloß Sie lieben will.“

Sie blickt mich an, aber mit keinem Worte. Ihre Augen schwimmen in Thränen, sie lächelt mir zärtlich zu: „Was! Sie lieben mich noch immer?“

„Seitdem ich Sie kenne, habe ich meine Gesinnung nicht geändert.“

„Ach! ich habe im Gegentheil die meinige geändert: ich, die ich glaubte, nicht mehr lieben zu können, ich, die ich anfangs durch Ihre Besuche bloß

Neuigkeiten über eine andere Person erfahren wollte, ich weiß nicht, wie es kam, ich gewöhnte mich an Ihre tägliche Besuche; ich glaubte bloß Freundschaft für Sie zu hegen... aber die Zeit, während der ich Sie nicht sah, schien mir eine Ewigkeit. Schon befürchtete ich, ich liebe Sie als Freund zu innig. Zulchen sprach oft mit mir von Ihnen und behauptete, ich hätte zu hart gegen Sie gehandelt... da besuchten Sie mich wieder, sprachen aber kein Wort mehr von Ihren Gefühlen... ich überzeugte mich, daß Sie nicht mehr an mich denken, und dieß machte mir Kummer. Ich wollte Sie nicht lieben, und wollte doch von Ihnen geliebt sein; das ist sehr lächerlich, nicht wahr? Ich fühle, daß ich meinen Kräften zu viel zugetraut habe. In meinem Alter darf man keinen Freund wie Sie haben; unser Herz täuscht sich manchmal hierin!"

„Wenn ein Anderer den Schatz, den er besaß, nicht zu würdigen gewußt hat, müssen Sie sich deshalb Ihr Leben lang zu einer kalten Gleichgültigkeit verdammen?“

„Aber, wenn ich Sie liebe, bin ich dann nicht sehr strafbar?“

Sie liebt mich! Eben ist ihr dieses Geständniß entschlüpft und in ihrer Verwirrung verbirgt sie ihre schönen Augen und will sich von mir wegwenden. Ich ergreife ihre Hand und bedecke sie mit Küssen... Auf einmal klopft man an meiner Thüre.

Verfluchter Besuch! Augustine erblaßt, steht auf und sieht mich mit Schrecken an. „Ich öffne nicht,“ sagte ich leise zu ihr.

„Aber Ihr Portier, der mich zu Ihnen heraufgehen sah . . .“

„Ach! das ist gewiß Dubois.“

„Oeffnen Sie, ich gehe in dieses Cabinet. Ich möchte nicht haben, daß er mich bei Ihnen träfe.“

„Nun, gehen Sie hinein . . . o! ich versichere Sie, ich werde ihn bald wieder verabschieden.“

Augustine geht in das Cabinetchen, das sich am Kopfe meines Bettes befindet, und ich schliesse die Glasthüre zu. Ich nehme mir vor, Dubois durch ein Zeichen begreiflich zu machen, daß ich Besuch habe, damit er sogleich wieder fortgeht.

Ich öffne . . . o unglückseliger Irrthum! Jenneville tritt in mein Zimmer.





